

Sein und Haben

„Nicht weil es schwer ist, wagen wir es nicht,
sondern weil wir es nicht wagen, ist es schwer.“

Marcus Lucius Annaeus Seneca

—

Gedanken zur Kulturgeschichte und zur möglichen
weiteren Entwicklung der Menschheit



Am 8. April 2006 sendete Deutschlandradio Kultur ein Feature unter dem Thema „Eine andere Welt ist möglich“. Auf der Website des Senders wurde dieser Beitrag mit folgenden Worten angekündigt:

„In neoliberalen Zeiten scheinen kollektive Träume von einer anderen Gesellschaft keinen Platz mehr zu haben. Ist uns die Fähigkeit abhanden gekommen, „das Ganze sich vorzustellen als etwas, was völlig anders sein könnte?“ (Adorno). Bleibt am Ende nur „die kleine Utopie als Pausensnack“? Oder ist „das Prinzip Hoffnung, der Traum von einer schöneren Welt, ein ewiger Antrieb menschlichen Handelns?“ (Bloch)

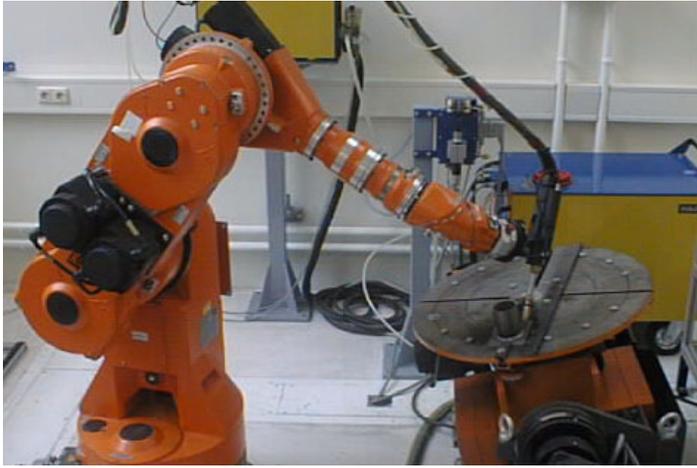
Die dort aufgeworfene Frage erscheint auch mir außerordentlich aktuell. Auch ich stelle immer wieder fest, dass sich kaum jemand mit Alternativen zu seinem jetzigen Lebensumfeld auseinandersetzt, auch wenn diese Lebensumstände geprägt werden durch Hartz IV, durch Druck vom Arbeits- und Sozialamt, durch viele kleine, aufreibende, zum Teil halblegale Billigjobs, durch Perspektivlosigkeit. Ein Gespräch mit Betroffenen zeigt, dass viele sich irgendwie mit ihrer Situation arrangiert haben, etliche auch resignieren und nur wenige sich fragen, ob denn das alles wirklich so sein muss... Scheinbar hat das mediale Trommelfeuer unter dem Motto „There Is No Alternative“ [es gibt keine Alternative] erfolgreich seine Wirkung entfalten können. Der englische Ausdruck wird oft verwendet, weil er sich mit den Buchstaben TINA abkürzen lässt und unter diesem Kürzel weltweit verbreitet ist.

In Frankreich gehen Studenten auf die Straße, um ihren Protest lautstark und nachdrücklich zu zeigen und erreichen auch ihre Ziele. Zumindest wurde das Gesetz, gegen das sich der Protest richtete, zurückgenommen. Ein analoges Gesetz geht in Deutschland von der Öffentlichkeit nahezu unbeachtet durch die zuständigen politischen Gremien...

Auf der Jenaer Montagsdemo gegen Sozialabbau, die bereits seit mehr als einem Jahr jeden Montag durchgeführt wird, höre ich immer die gleichen Forderungen: Mehr Arbeitsplätze, weniger Sozialabbau, weg mit Hartz IV. Ansonsten versuchen sich die Rednerinnen und Redner gegenseitig zu motivieren und Mut zuzusprechen. Aber – es wird nie wieder die „klassischen“ Arbeitsplätze für alle Menschen geben, gleich gar nicht solche, die von den Arbeitsbedingungen her erträglich und vom Lohn her attraktiv sind. Natürlich ist es berechtigt und notwendig, gegen die Verschlechterung der sozialen Lage zu protestieren – aber ohne Gedanken zu einer grundlegenden Veränderung der Lebensverhältnisse bleiben diese Proteste zahnlos. Warum sehen diese Menschen das nicht? Oder ist das nur das Pfeifen im dunklen Keller – nach dem Motto, ich habe Angst und ich weiß nicht, ob da etwas lauert.

Dass die Frage mit den Arbeitsplätzen langsam Ernst wird, habe ich durch Zufall in einem ganz konkreten Fall unmittelbar erleben können: Ende März 2006 gestaltete das Porzellanwerk Kahla einen „Tag der offenen Tür“ im Rahmen der Kampagne „Deutschland – Land der Ideen“. Ich erfuhr zufällig davon und schaute mir den Betrieb auch an. Aus früheren Besichtigungen dieses Betriebes (noch zu DDR-Zeiten), wusste ich, dass Porzellanherstellung mit viel Handarbeit verbunden ist. Insbesondere ist es bei Tassen technologisch notwendig, den Tassenkörper und den Henkel getrennt zu formen und erst danach den Henkel anzukleben. Auch feine Entgratungsarbeiten an gegossenen Rohlingen sind weitgehend Handarbeit.

Zu Beginn des Rundganges konnte ich feststellen, dass auch heute vieles noch in dieser mir von früher her bekannten Art ablief. Erst später beim Rundgang sah ich Industrieroboter im Einsatz, die, zugegeben bei einfacheren Formen, dieses Entgraten und Glätten mit einer Geschwindigkeit und Präzision und gleichzeitig mit einem Feingefühl durchführten, die mich beeindruckten.



Die Bewegungsabläufe des Roboters hatten etwas von der Ästhetik eines Balletttänzers. Lange wird es wohl die Arbeitsplätze, die am Beginn des Rundgangs zu sehen waren nicht mehr geben... Und dann kam für mich die Überraschung: Eine, scheinbar ganz neue Maschine, die offensichtlich noch nicht in die Maschinenstraße eingebunden war. Der Ingenieur stand daneben und beobachtete die Abläufe.

Diese Maschine stieß nach einem Arbeitstakt Tassenrohlinge aus. Komplett. Mit Henkel. Das war mir neu. Ich ging auf den Ingenieur zu und fragte ihn, ob das jetzt machbar sei, eine Tasse mit Henkel in einem Schritt herzustellen. Er bejahte mir die Frage. Ich fragte weiter: Wann ist es soweit, dass ein Designer am Rechner ein Modell einer Tasse entwirft und diese Tasse dann, ohne dass ein Mensch diese berührt, hergestellt wird? Er antwortete, es sei bereits heute soweit.

Ich fragte weiter, ob denn diese Technik auch im Porzellanwerk Kahla zum Einsatz kommen würde und wenn ja, wie lange es denn seiner Meinung nach etwa dauern werde, bis das Porzellanwerk Kahla im Wesentlichen ohne Produktionsarbeiter auskommen wird. Seiner Meinung nach, schätzte er, sei das etwa in 10 Jahren soweit.

Tja, fragte ich weiter, wo soll denn das hinführen: Das Porzellanwerk Kahla stellt dann nahezu vollautomatisch Porzellan her mit dem Ziel, dieses zu verkaufen. Die Menschen jedoch, die von ihrem Einkommen das Porzellan kaufen könnten, werden entlassen und erhalten damit keinen Lohn mehr. Wer soll dann das Porzellan kaufen? – Maschinen brauchen kein Geschirr...

Die Antwort des Ingenieurs: „... lieber nicht drüber nachdenken ...“

Diese Haltung, lieber nicht darüber nachzudenken, scheint mir heute bei sehr vielen Menschen verbreitet, ich möchte fast sagen, charakteristisch für die übergroße Mehrheit der mir bekannten Menschen zu sein. Warum? Wo doch die Zuspitzung der Probleme fast schon fühlbar ist. Warum verhalten sich viele Menschen wie der sprichwörtliche Strauß und stecken ihren Kopf in den Sand, wo doch eigentlich der Spruch ‚Wer heute den Kopf in den Sand steckt, dem knirscht es morgen zwischen den Zähnen‘ bekannt sein dürfte.

Jeder Mensch verhält sich subjektiv funktional

In der Zukunftswerkstatt Jena haben wir uns in der Vergangenheit ähnlichen Fragestellungen zugewendet. In diesem Zusammenhang haben wir uns mit der von K. Holzkamp erarbeiteten „Grundlegung der Psychologie“ befasst und in der Folge für uns die Frage beantwortet, was denn den Menschen als Wesen eigentlich charakterisiert. Die Ergebnisse unserer Diskussion sind beispielsweise in Annettes Philosophenstübchen (Schlemm: 2001-2005a) genau nachzulesen. Einige Kernaussagen, die im Ergebnis unserer Diskussionen entstanden sind, sind im Folgenden als Thesen dargestellt.

Erste These: Jeder Mensch ist (natürlich) gesellschaftlich

Gesellschaft in diesem Sinne ist mehr als die Summe der Individuen. Menschliche Individuen tragen die Gesellschaftlichkeit stets in sich, bereits mit der Geburt. Ein Mensch allein kann demnach nie existieren, seine Existenz ist immer an eine Gesellschaft gebunden, die jeweils wiederum von Menschen „gemacht“ ist. So gehört zur Existenzsicherung des Einzelnen nicht nur die Erhaltung

des eigenen (biologischen) Organismus und die Fortpflanzung, sondern auch die kooperative Schaffung verallgemeinerter Lebensbedingungen als Voraussetzung für eine vorsorgende Existenzhaltung des Einzelnen.

Zweite These: Ein Mensch hat immer Handlungsalternativen, er kann sich bewusst gegenüber den Handlungsmöglichkeiten verhalten.

Diese zweite These ergibt sich sozusagen aus der Gesellschaftlichkeit des Menschen. Ein Tier muss zwingend die Bedeutung seiner Umweltgegebenheiten richtig erfassen und sich dazu entsprechend verhalten, wenn es überleben will. So muss es eben Beute als solche erkennen und entsprechend handeln können. Kann ein Tier das nicht, überlebt es nicht. Bei Menschen hingegen ist das nicht so. Das menschliche Individuum überlebt auch, wenn es sich anders entscheidet und nicht zur unmittelbaren Reproduktion beiträgt. Es hat „immer auch die ‚Alternative‘, nicht oder anders zu handeln, und ist in diesem Sinne den Bedeutungen als bloßen Handlungsmöglichkeiten gegenüber ‚frei‘.“ (Holzkamp 1985:236)

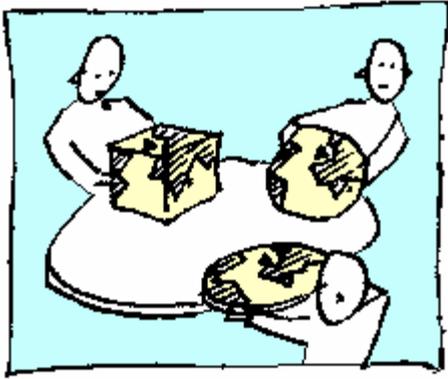
Dritte These: Jeder Mensch verhält sich subjektiv funktional

Jeder einzelne Mensch wird in historische Gegebenheiten und gesellschaftliche Strukturen mit ihren jeweils spezifischen Eigengesetzlichkeiten hineingeboren. Seine Menschlichkeit zeigt sich darin, dass er diesen Bedingungen nicht nur „blind folgt“, sondern sich zu ihnen bewusst ins Verhältnis setzt. Dabei stellt auch ein „Nicht-drüber-Nachdenken“ oder ein „Augen-zu-und-durch“ eine freie Wahl des Individuums dar – es könnte sich ja auch anders verhalten. Die Begründungen und Motive für das jeweils individuelle „Bewusste Verhalten zur Welt“ entstehen jedoch zuallererst subjektiv und lassen sich nicht ausschließlich durch die jeweiligen Bedingungen erklären. Freies Handeln ist somit nicht durch äußere Bedingungen festgelegt – aber auch nicht völlig losgelöst von ihnen. Die Beweggründe für das Handeln sind jedoch immer nur subjektiv einsichtig bzw. nachvollziehbar und niemals „von außen“ beobachtbar oder gar verallgemeinerbar.

Vierte These: Es sind immer zwei Richtungen der Handlungsfähigkeit vorhanden – „Jedes Individuum, solange es als Mensch am Leben ist, hat [...] angesichts jeder aktuellen Einschränkung/Bedrohung immer in irgendeinem Grad die Freiheit, seine Bedingungsverfügung zu erweitern oder darauf zu verzichten.“ (Holzkamp 1985:370)

Dies ergibt sich aus der Tatsache, dass die menschliche Gesellschaft nichts Naturgegebenes oder Gottgegebenes ist, sondern gerade etwas vom Menschen selbst gemachtes. Der Mensch wird also seine Handlungsfähigkeiten in zweierlei Richtungen hin wirken lassen können: Zum einen restriktiv, nach innen gerichtet, die gesellschaftlichen Bedingungen bewahrend, sich also in den Verhältnissen einrichtend oder zum anderen konstruktiv, verallgemeinernd, auf eine Änderung der gesellschaftlichen Bedingungen gerichtet. Er verweigert in diesem Fall also ein „sich Einrichten“ in den Verhältnissen. Voraussetzung für letzteres ist jedoch, dass er die Verhältnisse als etwas nicht von außen (objektiv) vorgegebenes, sondern als etwas menschengemachtes, veränderbares, erkennt. Dazu ist es jedoch nötig, das „deutende (formale) Denken“, das Denken lediglich in vorgegebenen Schemata, zu überwinden.

Zusammenfassend kann ich an dieser Stelle also feststellen, dass es einem Menschen durchaus möglich ist, sich so zu entscheiden, dass sich sein Handeln auf die Überwindung der ihn einschränkenden Bedingungen richtet. Jedoch – auch, wenn er das gerade nicht tut, so ist seine Entscheidung doch zuallererst subjektiv begründet, ist sie für ihn selbst immer plausibel (subjektiv funktional), ist sie nicht einfach von außen kritisierbar und ergibt sie sich primär nicht aus irgendwelchen objektiven Bedingungen. Wie jedoch andererseits die objektiven Bedingungen die Möglichkeiten der individuellen Entscheidung und des Denkens vorstrukturieren, wie sie das geistige Heraustreten aus der gegebenen Situation erschweren, will der historische Teil dieses



Textes später zeigen.

Voraussetzung für ein Handeln in Richtung der Überwindung der ihn einschränkenden Verhältnisse ist das „begreifende Denken“ (Holzkamp 1985:398), das Erkennen der tatsächlichen Zusammenhänge zwischen menschlicher Gesellschaft und der individuellen Existenz in dieser Gesellschaft, das Denken über den oberflächlichen, äußeren (An-)Schein hinaus.

Bezüglich der oben aufgeworfenen Fragestellung, warum heute viele Menschen angesichts der sie unmittelbar betreffenden Probleme lieber „...nicht drüber nachdenken...“ könnte jetzt also die Fragestellung auch anders formuliert werden: Was hindert diese Menschen daran, „begreifend“ zu denken? Was hindert sie daran, zu erkennen, dass Forderungen von Politikern, länger zu arbeiten bis zur Rente, das Problem der Arbeitslosigkeit nur verschlimmern und das Rentenproblem trotzdem nicht lösen? Was hindert sie daran, Politiker für verrückt zu erklären, die steif und fest behaupten, dass Investitionen Arbeitsplätze schaffen ohne die in jeder Buchhaltung übliche Gegenrechnung zu machen, wie viele Arbeitsplätze durch dieselbe Investition, nur irgendwo anders, verloren gehen?

Warum ist das „formale Denken“ so weit verbreitet?

Vor nicht allzu langer Zeit wurde ich in einem Gespräch mit Uli von ihm auf ein Buch mit dem Titel „Im Takt des Geldes“ von E. Bockelmann aufmerksam gemacht. Dort seien interessante Gedanken dargelegt, wie sich unser Denken im Laufe der Zeit geändert und zu dem heute üblichen „modernen“ Denken entwickelt hat. Ich kann jedem, der sich mit dieser Frage näher befassen möchte, das Lesen dieses Buches sehr empfehlen. Es ist klar strukturiert und logisch aufgebaut und bietet eine Fülle von Informationen zur Geschichte und Entwicklung der Philosophie und der modernen Naturwissenschaften.

Anhand des heute verbreiteten Rhythmusempfindens der Menschen sowie anhand der Entstehung der „modernen Wissenschaften“ schildert Bockelmann, dass unser Gehirn, seit einer geschichtlich etwa zum Ausgang der Renaissance einzuordnenden Zeit, eine uns nicht bewusste Reflexionsleistung vollbringt, die uns genau zu dem heute üblichen Rhythmusempfinden führt. Auch die Entwicklung der modernen Mathematik und der Naturwissenschaften seit Galilei und Descartes mit ihren spezifischen Fragestellungen beruht auf der gleichen, uns nicht bewussten Abstraktionsleistung unseres Gehirns, was u. a. auch von M. Foucault genauer untersucht wurde. In dem Buch wird nun der Frage nachgegangen, ob das eigentlich immer schon so war oder ob es irgendwelche Anhaltspunkte gibt, dass sich diese Leistung unseres Gehirns erst im Laufe der Zeit herausgebildet hat, und, falls ja, welche Ursachen es dafür gegeben haben könnte.

Einige der in dem genannten Buch ausführlich dargestellten Gedankengänge möchte ich im Folgenden in groben Umrissen skizzieren, insbesondere die dabei auftauchenden, zum Teil geradezu provokanten Fragestellungen und Schlussfolgerungen.

In Bezug auf das Rhythmusempfinden eines jeden Menschen stellt Bockelmann u. a. die Aufgabe, es möge doch jeder einmal für sich versuchen zu beschreiben, was Rhythmus von seinem Wesen her eigentlich ist. Ich selber habe über diese Frage, eine Beschreibung des Rhythmus zu geben, eigentlich bis dahin noch nie nachgedacht. Ich habe Rhythmus einfach empfunden, oder auch nicht – ich bedurfte dazu keiner Definition oder Begriffsbestimmung um zu wissen, ob etwas rhythmisch ist oder nicht. Irgendetwas mit dem Empfinden von Zeit muss es wohl zu tun haben,

aber was genau, habe ich mir noch nie überlegt und vermag ich deshalb letztlich auch nicht zu sagen.

Bockelmann analysiert, ausgehend von der Kritik auch heute noch weit verbreiteter wissenschaftlicher Ansätze der Definition von Rhythmus, dass unser heutiges Rhythmusempfinden keineswegs schon immer so war und belegt dies mit einer Reihe von Beispielen. Auch heute gibt es Gruppen von Menschen, beispielsweise in Afrika, die ein völlig anderes Rhythmusempfinden haben als wir in Mitteleuropa. Ein interessantes Beispiel dafür, dass wir ein unbewusstes Rhythmusempfinden haben, welches uns teilweise einen bestimmten Taktrhythmus unbewusst quasi aufzwingt bringt Bockelmann mit einem Textbeispiel – ein Satz ganz gewöhnlicher Prosa:

Golch und Flubis, das sind zwei Gauner aus der Titanei.

(E. Bockelmann, 2004, S. 70ff)

Welche Gedanken mögen hier beim Lesen durch den Kopf gehen? – Ich habe mich zuerst über die beiden für mich sehr fremd klingenden Namen gewundert, mir aber dann bei der „Titanei“ gedacht, dass das wohl halt nur so Wortspiele seien. Neckisch eben. Aber ansonsten etwas Auffälliges, Besonderes? – Nein.

Und dann die Überraschung nach der Aufforderung, den Satz nun erneut zu lesen:

Golch und Flubis, das sind zwei
Gauner aus der Titanei.

Durch die Unterbrechung tritt ein Reim hervor. Aber das eigentliche Phänomen: Unwillkürlich wird der Satz nun in einem Taktrhythmus gesprochen. Mehr noch: Nachdem ich diesen Satz einmal so gesehen habe, kann ich ihn kaum noch als „Prosa“ sprechen – ich falle unwillkürlich in den Taktrhythmus beim Lesen.

Es werden in dem Buch viele weitere Beispiele für das unwillkürliche Taktempfinden unseres Gehirns, nicht nur bei Versen, sondern auch in der Musik angeführt. Dieses Taktempfinden bringt die Menschen dazu „... in einem Reflex je zwei Elemente nach einem rein zweiwertigen Verhältnis miteinander zu verbinden und gegeneinander zu unterscheiden.“ (E. Bockelmann, 2004, S. 157)

Es werden also beispielsweise jeweils zwei absolut gleiche Schläge einer Folge von Metronomschlägen dadurch miteinander in Verbindung gebracht, dass unser Gehirn diese jeweils als unterschiedlich deutet und dann paarweise zusammenordnet.

Wir empfinden also nicht ein gleichmäßiges tok tok tok tok ..., sondern ein wechselnd betontes tok – tak tok – tak, obwohl Messinstrumente keinen Unterschied zwischen den einzelnen Schlägen feststellen können. Diese rhythmischen Empfindungen sind also eine rein synthetische Leistung unseres Gehirns, die reflexartig, für uns unbewusst erbracht wird. Diese Herangehensweise, zwei Dinge miteinander zu verbinden, indem sie voneinander unterschieden werden, findet sich in ähnlicher Form auch an anderer Stelle.



Beispielsweise in der Mathematik bei der Infinitesimalrechnung. Hier wird völlig abstrakt ein Wert Eins definiert als endlicher Abstand zu einem Wert Null (Zahlenstrahl), der aber unendlich viele Zwischenwerte haben kann (Reelle Zahlen). Dazu wurde ein bis dahin gar nicht erforderliches Modell – das nach Descartes benannte kartesische Koordinatensystem in der Mathematik

eingeführt. Auch bei der Begründung der klassischen Philosophie wird ein ähnliches Denkmodell zugrunde gelegt.

Im weiteren Verlauf der Argumentation geht Bockelmann detailliert der Fragestellung nach, ob diese Art des Denkens und des Rhythmusempfindens schon immer so praktiziert wurde oder ob sie sich im Verlaufe der Entwicklung der menschlichen Kultur erst ausgeprägt hat.

Tatsächlich ist sowohl im Bereich der Musik als auch in der Versdichtung festzustellen, dass es erst etwa zur Zeit der Renaissance zur Ausprägung des Taktrhythmus kam, wie er heute üblich ist. Bockelmann grenzt diese Zeit sogar ein auf einen Zeitraum etwa um das Jahr 1620, wo sich innerhalb weniger Jahre die Art des Komponierens und des Spielens von Musik grundlegend wandelte. Auch die Begründung der modernen Wissenschaften und der klassischen Philosophie erfolgt in dieser Zeit. Es werden zu diesem Zeitpunkt völlig neue Fragestellungen diskutiert, die in der bis dahin bekannten Geschichte der Menschheit noch nie gestellt wurden.

Im Folgenden versucht Bockelmann zu ergründen, welche Dinge und Ereignisse sich ebenso entwickelt haben, wie unser heutiges abstraktes Denken und taktrhythmische Empfinden und setzt dabei einige wichtige Merkmale als Kriterien fest:

- Es werden Elemente (paarweise) zusammengefasst, indem sie als etwas gegensätzliches, sich einander ausschließendes bestimmt werden;
- Dieses neue Denken und Empfinden setzt quasi schlagartig um 1620 in Mitteleuropa ein, hat bis dahin keine Rolle gespielt und verbreitet sich seitdem von Europa aus über die ganze Welt;
- Es erscheint uns heute als absolut selbstverständlich, so selbstverständlich, dass es niemand definieren oder abgrenzen muss, als ob es schon immer so war;
- Und es ist heute so weit verbreitet, so dominant, dass andere Auffassungen de facto ignoriert werden.

Nach ausführlichen Untersuchungen findet Bockelmann tatsächlich eine überraschende Koinzidenz: Der universelle Gebrauch von Geld für die Reproduktion des menschlichen Lebens.

Nicht, dass es vorher kein Geld gegeben hätte, nein, es ist der universelle Gebrauch des Geldes durch nahezu alle Menschen um ihren wesentlichen Lebensunterhalt zu sichern, der alle oben angeführte Kriterien erfüllt. Dieses Ergebnis erscheint zuerst einmal überraschend. So unglaublich, dass Bockelmann gleich noch weiter geht: Er analysiert nach dieser verblüffenden Feststellung im Detail, wie auch das Entstehen der klassischen Philosophie von Descartes bis Leibniz genau diese Koinzidenz zeigt. Auch die modernen Wissenschaften, wie sie im Bereich der Mathematik von Descartes und im Bereich der Physik von Galilei begründet wurden, die spezifischen Fragestellungen dieser Wissenschaften haben, durch Bockelmann ausführlich dargestellt, genau diese Ursache: Den universellen Gebrauch von Geld zur Gestaltung des Lebens der übergroßen Mehrheit der Menschen, so wie es für uns heute selbstverständlich ist. Genau dieser universelle Gebrauch von Geld begann sich in dieser Zeit, etwa um 1600 auszuprägen.

Offensichtlich tritt hier ein Qualitätssprung in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in Erscheinung, ein „Augenblick“, in dem eine (bereits lange andauernde) quantitative Entwicklung umschlägt in eine neue Qualität. Nun wäre es sicher zu simpel und der Komplexität der Entwicklung nicht angemessen, einfach zu sagen: Dialektik, Qualitätssprung und fertig, der Rest erklärt sich quasi von selbst. Hier bedarf es einer genaueren Betrachtung. Es reicht m. E. dabei auch nicht aus, nur das Phänomen des Qualitätssprunges zu betrachten – die Frage muss grundsätzlicher gestellt werden: Wodurch ist die Entwicklung der Menschheit bis heute charakterisiert und wie ist diese verlaufen?

Die funktional-historische Methode und der methodische Fünfschritt

Annette hat im Zusammenhang mit der Untersuchung der Möglichkeiten menschlichen Handelns u. A. die Fragen der Nachvollziehbarkeit geschichtlicher Entwicklungen und die Möglichkeiten zukünftiger Entwicklungen untersucht (Schlemm, 2001-2005b).

Dabei hat sie herausgearbeitet, dass, wenn ein historischer Prozess betrachtet wird, im Nachhinein viele Ursachen und Momente gefunden werden können, welche die jeweilige Entwicklung bewirkt haben – wichtige und weniger wichtige Ursachen. Durchaus auch zufällige Momente können in einer besonderen Situation zu genau dieser Entwicklung geführt haben. Trotzdem hat sich deshalb die Entwicklung nicht zufällig so vollzogen, sondern es gab sehr wohl eine Reihe von Fakten und Bedingungen, deren Vorhandensein die Wirkung dieses Zufalls erst ermöglicht haben, die also notwendig waren für die Entwicklung.

K. Holzkamp verwendet bei der Untersuchung solcher Entwicklungsprozesse eine „funktional-historische Methode“. Dabei wird der Einordnung empirischer Belege eine logisch-historische Rekonstruktion vorangestellt, in der untersucht wird, welche Voraussetzungen logisch für die aufeinanderfolgenden Prozesse funktional erforderlich sind. Anschließend wird analysiert, ob die für die jeweilige Entwicklung notwendigen Voraussetzungen auch empirisch real möglich gewesen sind (... es spricht nichts dagegen, dass ...).

Praktisch bedeutet das, dass vom Standpunkt des gerade untersuchten Prozesses in die jeweilige Vergangenheit zurückgeschaut wird. Von jedem Punkt aus muss sich dann ein eindeutiger Weg zur Wurzel der Entwicklung erkennen lassen. Aus der umgekehrten Sicht von der Wurzel aus gibt es jedoch immer verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten, also verschiedene „Zukünfte“. Trotzdem wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, diesen einen eindeutigen Weg vom Ergebnis zur Wurzel auf alle anderen Zweige zu projizieren. Es ist sorgfältig zu unterscheiden, in welchen Bereichen sich wirklich gemeinsame Entwicklungsschritte vollzogen haben.

„Mit der Heraushebung der allgemeinen Prinzipien ... der Entwicklung ist weder ‚normativ‘ ausgesagt, daß ein solcher Entwicklungsprozeß stattfinden muß, noch ist behauptet, daß die eine ... Entwicklungsprogression tatsächlich überall stattgefunden hat bzw. stattfinden wird, sondern es soll lediglich faßbar gemacht werden, nach welchen Prinzipien die ... Entwicklung, sofern sie stattfindet, begriffen werden muß, was auch das Begreifen der Bedingungen der Stagnation bzw. des Verfalls ... einschließt.“ (Holzkamp 1985, S. 184).

Als Bestandteil der funktional-historischen Methode wurde von Holzkamp eine „methodische Konkretisierung des dialektischen Grundgesetzes des ‚Umschlags von Quantität in Qualität‘“ (K. Holzkamp, 1983, S. 78 ff.) vorgenommen. Dieser sogenannte „methodische Fünfschritt“ soll im Folgenden kurz vorgestellt werden.

1. **Analyse des ursprünglichen Systems auf seine bestimmenden Existenzformen hin.**

Wie eben dargestellt, ist es für die Untersuchung der Entwicklung eines Systems wichtig, dessen bestimmende Existenzformen am Ausgangspunkt seiner Entwicklung zu beschreiben. Dabei muss herausgefunden werden, was es in diesem System zu diesem Zeitpunkt allgegenwärtig und selbstverständlich gibt, was das System letztlich ausmacht, es charakterisiert. Diese Beschreibung geschieht aus der Kenntnis der Ergebnisse der Entwicklung heraus, im Rückblick in die Vergangenheit.

2. **Krise des Systems durch innere und/oder äußere Widersprüche**

Im zweiten Schritt werden die Widersprüche, die in der Entwicklung des Systems auftreten und zu Krisen führen können, analysiert. Solche Krisen können sowohl durch eine dramatische Veränderung äußerer Bedingungen als auch durch eine Zuspitzung innerer Wider-

sprüche, beispielsweise durch die Erschöpfung der Entwicklungspotenzen des Systems oder durch eine Kombination aus beidem verursacht werden.

3. **Funktionswechsel – die Keimform wird zur wichtigen Entwicklungsdimension**

Unter den Bedingungen einer Krise kann eine spezielle Existenzform, die infolge und als Reaktion auf die Widersprüche (zufällig) entsteht, einen Beitrag zur Lösung der Krise leisten. Diese spezielle Existenzform erlangt damit eine neue Funktion: Sie verlässt ihre Nische, breitet sich quantitativ aus und wird somit zu einer wichtigen Entwicklungsrichtung innerhalb des immer noch dominanten, krisenhaften alten Systems. Diese Entwicklung kann dazu führen, dass die neue Existenzform in das alte System integriert wird. Die Krise ist abgemildert, das System ist aber im Großen und Ganzen noch das alte. Die Entwicklung kann aber auch dazu führen, dass sich diese Existenzform aufgrund der ihr eigenen neuen Prinzipien immer besser im und neben dem Alten behauptet. In diesem Fall sprechen wir von einer Keimform.

4. **Dominanzwechsel – die Keimform wird zur bestimmenden Größe**

In dieser Phase wird die Keimform zur bestimmenden Größe der Entwicklung. Die ehemals in einer Nische zufällig entstandene Keimform wird dominant und bestimmt die Entwicklung des Gesamtsystems, weil sie in mindestens einer wichtigen Dimension des Gesamtprozesses besser ist. Damit endet auch der Keimformcharakter des Neuen. Ab jetzt sind dessen Prinzipien dominant und verdrängen die überkommenen, nicht mehr funktionalen Prinzipien des Alten. Dieser Dominanzwechsel kann sehr schnell, quasi schlagartig vonstatten gehen, kann aber auch nach und nach ablaufen. Das bis dahin Neue wird dabei zum Allgegenwärtigen, Selbstverständlichen.

5. **Umstrukturierung des Gesamtprozesses**

Abschließend richten sich alle Aspekte des Gesamtprozesses auf das bestimmende, nunmehr selbstverständliche Neue aus. Insbesondere Prozesse, die im Gesamtsystem „nebenher“ mitlaufen, das System also nicht bestimmen, wohl aber unverzichtbar sind, strukturieren sich auf das Neue hin um. Damit ist prinzipiell wieder der erste Schritt eines neuen Fünfschritts erreicht: Widersprüche führen zum Auftreten von Keimformen, das dann alte Neue gerät in eine Krise, ...

Wenn die Methode des Fünfschritts zur Beurteilung der oben beschriebenen Situation Anfang des 17. Jahrhunderts herangezogen wird, dann kann diese mit einiger Wahrscheinlichkeit als ein sich gerade vollziehender Dominanzwechsel interpretiert werden. Dominant wurde die Verwendung von Geld bei der Gestaltung des Alltagslebens der meisten Menschen in Mitteleuropa, der universelle Gebrauch von Geld für die Reproduktion ihres menschlichen Lebens. Es fand also in der Lebensweise der Menschen, bezüglich dessen, wie sich ihr Alltagsleben gestaltet, wie sie ihre Gesellschaftlichkeit im Alltag empfinden, ein sehr schneller, grundlegender Wandel statt. Offensichtlich, wie Bockelmann beschreibt, mit gravierenden Auswirkungen bis hin zum unbewussten Empfinden beispielsweise von Rhythmus.

Der Darstellung dieses Zusammenhanges wird von Bockelmann in seinem Buch breiter Raum eingeräumt. Das erfolgt in einer Ausführlichkeit und mit einer Fülle weiterer Hintergrundinformationen, dass ich das fast staunend gelesen habe. Trotzdem erscheint mir der Begründungszusammenhang des massenhaften Gebrauchs des Geldes für die individuelle Reproduktion eines jeden Menschen nicht weitreichend genug. Denn letztlich ist doch der Gebrauch von Geld, so wie er heute üblich ist und sich in dieser Form offensichtlich damals herausbildete, auch nur der Ausdruck einer spezifischen, einem historischen Entwicklungsstand der menschlichen Gesellschaft entsprechenden Lebensweise.

Deshalb will ich an dieser Stelle weiter fragen: Wie kam es zum universellen, überwiegenden Gebrauch von Geld zur Reproduktion des menschlichen Lebens seit etwa 1600, ausgehend gerade von Mitteleuropa? Warum hat gerade das einen derart prägenden Einfluss auf unser Denken und Handeln, und warum sind wir uns dessen offenbar gar nicht bewusst? Ich möchte deshalb versuchen, die Methode des Fünfschritts auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft anzuwenden und beginne deshalb mit einer Beschreibung des gegenwärtigen menschlichen Alltags. Anschließend versuche ich, dessen möglichen Entwicklungsweg bis zur heutigen Gegenwart aufzuzeigen.

Wie empfinden wir „Gesellschaftlichkeit“ im Alltag?

Aus meiner Erfahrung weiß ich, dass Vorgänge dann zur (unbewussten) Routine werden, wenn sie alltäglich ablaufen, sich immer in gleicher Art wiederholen. Ich kenne das von meiner Arbeit am PC: Werden irgendwelche Einstellungen zum ersten Mal vorgenommen, lese ich mir alle Beschriftungen der Dialogfelder und Meldungen des Systems genau durch und überlege, was es für Konsequenzen haben könnte, wenn ich eine Einstellung auswähle oder ablehne. Die nächsten male geht es schon schneller und irgendwann schimpfe ich im Stillen auf die lahme Technik, die mit der Realisierung meiner Einstellungen nicht schnell genug nachkommt und jemand, der mir in diesem Augenblick zuschaut, wundert sich, wie ein Bediener nahezu blind mit dem PC umgeht.

Die Abläufe sind für mich in diesem Fall zur Routine geworden, sie unterliegen keiner aufmerksamen Kontrolle mehr. Ich denke dann nicht mehr darüber nach, sondern mache es einfach. Sicher, grobe Abweichungen, eine ungewohnte, nicht erwartete Meldung auf dem Bildschirm würden mir auffallen. Aber ich würde auch erst dann wieder bewusst über diesen Ablauf nachdenken. Für solche Abläufe findet bestimmt jeder auch bei sich selbst geeignete Beispiele. Es ist dies der von uns gelebte Alltag, der sich letztlich vor allem aus solchen oder ähnlichen Abläufen zusammensetzt.



Vor kurzem machte mich Annette auf einen Artikel im web aufmerksam, der genau diese Frage der heute in unserer Gesellschaft üblichen Alltagsabläufe auf eine andere Art versucht darzustellen. W. Göhring stellte in einem Beitrag zur ersten Oekonux-Konferenz die Frage: Wie kommen wir zu unserem Frühstückskaffee?

„Ganz einfach: Wasser in die Kanne zapfen, in die Maschine schütten, etwas gemahlene Kaffeebohnen in den Filter, Filter auf die Kanne, Maschine einschalten, kurz warten, fertig. Wie kommen wir zur Tasse Kaffee, wenn die Kaffeetüte leer ist? Ganz einfach, im Supermarkt eine neue kaufen. Oder wenn die Kanne zu Boden gegangen und zerschellt ist? Ganz einfach, in der Elektroabteilung eine neue kaufen. Oder wenn... ? Auf jeden Fall: ganz einfach.“

Im Supermarkt fehlt Kaffee nie. Wie kommt der dorthin? Dort sieht man manchmal LKWs, von denen Paletten abgeladen werden, da wird auch der Kaffee dabei sein. Wo die Paletten herkommen? Da gibt es ein zentrales Großlager mit allem möglichen, da lagert auch Kaffee. Der Grossist bezieht ihn von der Rösterei. An der Küste gibt es viele Röstereien, wegen der Häfen. Der Kaffee kommt mit dem Schiff, aus Übersee, aus Brasilien, aus Mittelamerika. Irgendwie arbeiten dort Campesinos auf den Haziendas. Sechsmal sortieren die Familien der Campesinos die frischen Kaffeebohnen, bevor sie getrocknet und ‚die guten ins Säckchen‘ für die Westeuropäer gefüllt werden. Wo kommen die Säcke her? Jute aus Indien? Wie werden die vollen Säcke eingeladen? Auf den Schultern der Einheimischen? Wie werden die vollen Säcke ausgeladen? Mit den Kränen der andern Einheimischen? Wo kommen die Kräne her? Der Stahl der Kräne, der Schiffe und dieses Bandes,

das sich um die Kanne schlingt und den Griff hält? Das Erz für den Stahl? Siegerland? Lothringen? Kiruna? Minas Gerais? Kenia?“ (W. Göhring, 2001)

Für uns ist es alltäglich, uns morgens einen Kaffee zuzubereiten, wenn dieser alle ist, neuen zu kaufen oder die Filtertüten oder die Milch dazu oder Dabei machen wir uns kaum Gedanken über die Vernetzung von einzelnen Aktivitäten, über das Zusammenspiel völlig unterschiedlicher Tätigkeiten. Wo anfangen bei der Überlegung, welche Voraussetzungen nötig sind, damit das alles klappt, wo beginnen bei der Aufzählung der Menschen, die mit dieser Tasse Kaffee irgendetwas zu tun haben?

Dass das alles für uns Alltag ist, es eben einfach funktioniert ohne dass wir erst stundenlang darüber nachgrübeln müssen, warum das so funktioniert, ist ein grundlegender Aspekt der Gesellschaftlichkeit unseres gegenwärtigen Lebens. Es ist gerade die gesellschaftliche Vermittlung vieler alltäglicher Dinge, die uns genau diesen Lebensstil ermöglicht. Dieser Lebensstil, über den wir uns im Alltag kaum Gedanken machen, dessen Verästelungen und Verknüpfungen wir wegen ihrer Komplexität gar nicht mehr erfassen können, dieser Lebensstil ist letztlich die von uns täglich erlebte Gesellschaftlichkeit des Menschen. Sie erscheint uns sowohl als etwas vertrautes, alltägliches, einfaches, tritt uns aber gleichzeitig als etwas undurchdringliches, fremdes, nicht vollständig Nachvollziehbares entgegen. Ich fühle mich in dieser Situation irgendwie fast verloren gegenüber dem anonymen, für mich nicht durchschaubaren Netz von Beziehungen, die meinen Alltag ein gutes Stück weit bestimmen.

Und noch etwas fällt auf: Diese Zusammenhänge sind faktisch alle über Geld vermittelt. Was mache ich, wenn der Kaffee alle, die Filtertüten verbraucht oder die Kaffeemaschine defekt ist? – Ganz einfach, ich gehe in den Supermarkt und kaufe mir das, was ich brauche... Aber wehe, wenn ich gerade kein Geld habe. Dann bricht der ganze Lebensstil für mich zusammen, ich kann an den Möglichkeiten des gesellschaftlichen Austausches nicht mehr in dem Maße teilhaben, wie ich das gerne möchte. Und woher erhalte ich das Geld? Nun ich muss in irgendeiner Form ebenfalls etwas verkaufen, wofür ich dann Geld erhalte. In den meisten Fällen wird das meine Arbeitskraft sein, die ich einem Unternehmen verkaufe, sprich ich habe einen Job. In anderen Fällen ist das Geld geerbt, durch (Unternehmer-)Gewinne erworben oder auch im Lotto gewonnen. Wie auch immer, für viele Menschen reicht es irgendwie hin, für ganz wenige ist es eigentlich zuviel Geld, über das sie verfügen und immer mehr Menschen haben leider zu wenig Geld um den gerade beschriebenen Lebensstil führen zu können. Und wenn ich dann die oben beschriebene Entwicklung in Richtung einer automatisierten Produktion bedenke, dann wird dieser Lebensstil für immer mehr Menschen nicht mehr lebbar sein.

E. Bockelmann arbeitete heraus, dass dieser auf umfassendem geldbasierten Austausch beruhende Lebensstil nicht immer der bestimmende Lebensstil der Menschen war. Im Gegenteil, erst seit etwa vier-, fünfhundert Jahren prägt dieser Alltag die Gesellschaft, mit für uns oft nicht bewusst nachvollziehbaren Konsequenzen bis hin zum Rhythmusempfinden. Dieser Lebensstil beeinflusst seitdem unsere gesamte Art zu leben, auch für uns unbewusste Empfindungen, wie den Rhythmus, die uns seit dieser Zeit vorkommen, als seien sie schon immer so gewesen, seit es Menschen gibt.

Könnte hier vielleicht ein Teil des Schlüssels liegen, warum, wie ganz am Anfang gefragt, viele Menschen keine Alternative für ihr nicht gerade angenehmes Leben sehen? Ein Stück Verständnis dafür, dass die Aussage „there’s no alternative“ so kommentarlos, ohne Massenproteste, geglaubt, den Politikern abgekauft wird? Empfinden viele Menschen ihren Alltag wirklich als: So war es eigentlich schon immer, und wenn es jetzt schlechter wird, dann müssen wir das eben versuchen ein bisschen besser zu machen. Wir schnallen den Gürtel eben enger, rücken ein wenig zusammen und dann wird das schon. Es kommen bestimmt auch wieder bessere Zeiten...?

Es scheint wohl tatsächlich so zu sein. Wenn ich mit Menschen rede, die mangels regulärem Job an der Gesellschaft nicht in der Art teilhaben können, wie sie eigentlich gern möchten, dann höre ich solche Bemerkungen, wie eben dargestellt, häufig. Es ist eben für viele Menschen heute subjektiv funktional, nach mehr Geld zu streben um in der für sie natürlichsten Art (es war doch schon immer so...) ein gutes Leben zu leben. Denn über Geld können sie teilhaben an der Gesellschaft. Wie war das? Was mache ich, wenn der Kaffee alle ist? – Ganz einfach, ...

Wenn die gerade beschriebene Art und Weise, wie unsere Gesellschaft heute funktioniert, aus der Sicht der Methode des Fünfschritts betrachtet wird, so kann die Gegenwart zweifellos als fünfter und letzter Schritt einer Entwicklung betrachtet werden, in der offensichtlich das Geld dem äußeren Anschein nach eine herausragende Rolle spielt. Und der oben bereits beschriebene Umbruch vor 400 Jahren entspricht damit dem vorangegangenen vierten Schritt, dem Dominanzwechsel.

Daraus ergeben sich zwei Fragen: Zum einen wäre die Frage, inwiefern sich der vollständige Fünfschritt, dessen letzten beiden Schritte gerade aufgezeigt wurden, in der Entwicklung der Menschheit belegen lässt. Zum Zweiten wäre die Frage zu stellen, inwiefern sich, da ja die Entwicklung nicht stehen bleibt und der fünfte Schritt eines „abgeschlossenen“ Entwicklungszyklus immer auch der erste Schritt eines weiteren Entwicklungszyklus ist, heute bereits aus den gegenwärtigen Widersprüchen resultierende, mögliche Keimformen einer zukünftigen menschlichen Gesellschaft erkannt werden können. Sicher, die Zukunft ist offen, eine Entwicklung vorherzusagen ist nicht möglich. Wenn ich aber Vorstellungen habe, wie eine für mich wünschenswerte Zukunft aussieht, dann könnte ich „virtuell“ von dieser Zukunft zurückblicken und im Sinne des Fünfschritts nach Keimformen dieser Zukunft in der Gegenwart suchen. Diese beiden Fragen sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

Anfänge menschlicher Gesellschaft

Weiter oben, bei den Thesen zur Frage, was denn eigentlich den Menschen ausmacht, haben wir als erstes die Aussage getroffen, dass der Mensch ein natürlich gesellschaftliches Wesen ist. Wie ist das eigentlich zu verstehen, wie kam denn diese Gesellschaftlichkeit in der Vergangenheit zum Ausdruck? Hat sich diese Gesellschaftlichkeit irgendwie entwickelt? Wie hat sie sich früher dargestellt? Wie kam es zu der heutigen Gesellschaftlichkeit? Viele Fragen. Und keineswegs neue Fragen. Sie wurden schon von vielen Menschen gestellt und auch vielfach beantwortet. Einige der Gedanken, die ich dazu gefunden habe, möchte ich im Folgenden kurz darstellen. Eine ausführliche Erörterung oder gar wissenschaftliche Diskussion überstiege den hier gesetzten Rahmen in Größenordnungen. Gleichzeitig möchte ich jedoch versuchen, diese Entwicklung im Rahmen des oben beschriebenen Fünfschritt-Modells von Holzkamp zu beschreiben.

Stellen wir uns doch einmal das Leben in einer Gemeinschaft von Individuen vor, die vielleicht gerade so als Menschen bezeichnet werden können, als *Homo sapiens sapiens*, so vor vielleicht 15.000 (oder 20.000?? oder 30.000???) Jahren. Was kennzeichnet diese Individuen eigentlich als Menschen, was unterscheidet sie von Tieren? Letztlich vor allem die Tatsache, dass diese Menschen in Gemeinschaften lebten, innerhalb derer sie alle die für ihr Leben (für ihre Reproduktion) erforderlichen Dinge gemeinschaftlich vermittlems Arbeit erzeugten. Vermutlich gab es schon eine gewisse Arbeitsteilung, damit verbunden natürlich auch ein Austausch der aus dieser Arbeit resultierenden Produkte. Der Austausch erfolgte jedoch innerhalb der jeweiligen Gemeinschaft. Es wurden also, für jedes Gemeinschaftsmitglied alltäglich erlebbar, Lebensmittel (im Wortsinn Mittel zum Leben, nicht nur zum Essen) durch jedes Individuum hergestellt und konsumiert. Die Produktion und auch die Konsumtion fielen für alle Individuen unmittelbar erlebbar zusammen. Sicher – Kinder, Kranke und Alte haben sich gar nicht oder nur in sehr geringem Umfang an der Produktion beteiligt und doch auch konsumiert, so dass diese Einheit von Produktion und Kon-

sumtion nicht 1:1 zu verstehen ist. Aber im Mittel war das innerhalb der Gemeinschaft und bezogen auf die Lebenszeit eines Individuums schon etwa ausgeglichen. Unmittelbarer Zweck der Arbeitstätigkeit war also die individuelle und gemeinschaftliche Reproduktion. Die Tatsache, dass die zum Leben nötigen Dinge vermittels Arbeit erzeugt werden, hat unter anderem eine für unsere weitere Betrachtung wichtige Konsequenz: es gibt, im Unterschied beispielsweise zu einer Tierpopulation, ein Mehrprodukt.

Das Verhältnis der Menschen untereinander war durch persönliche Beziehungen geprägt. Es wird vorwiegend partnerschaftlich gewesen sein aber auch eine gewisse Hierarchie innerhalb der Gruppe ist zu vermuten. Ältere Mitglieder der Gemeinschaft werden auf Grund ihrer Erfahrungen oder Fähigkeiten die Gruppe angeführt haben; andere Gruppenmitglieder haben sich untergeordnet. Es gab also – zumindest seit etwa 8.000 Jahren – personale Herrschaftsstrukturen.

Nun gab es auch damals nicht nur eine, sondern viele solcher Gemeinschaften, die zur gleichen Zeit existiert haben und es ist durchaus vorstellbar, dass sich diese Gemeinschaften untereinander begegneten, miteinander Kontakt hatten. Wie aber sah der Kontakt aus? Nun ein Schwätzchen über die ausufernde Bürokratie oder die Top Ten der aktuellen Hitparade war das sicher nicht. Eher ein Austausch von Erfahrungen und vielleicht auch von Gegenständen, die sich in der einen Gemeinschaft vielleicht durch zufällig gute Bedingungen oder gewonnene Erfahrungen leichter herstellen ließen als in der Nachbarschaft. Schließlich lieferte die gemeinschaftliche Arbeit, wie bereits erwähnt, etwas mehr an Ergebnis, als unbedingt zum Leben nötig war – es gab ein Mehrprodukt im Ergebnis der gemeinschaftlichen Arbeit.

Dieses Mehrprodukt bildete einerseits die Grundlage für eine beginnende Differenzierung innerhalb der Gemeinschaften. Menschen, die sich mehr der Befriedigung kulturell-geistiger Bedürfnisse widmeten, wie Schamanen, Priesterinnen und Priester konnten materiell mit von der Gemeinschaft versorgt werden. Es war eben nicht so, wie in einer Tierpopulation, dass jedes Individuum seinen unmittelbar materiellen Beitrag zur Reproduktion leisten muss, damit es in der Gemeinschaft und diese mit ihm überlebt. Andererseits war es möglich, das erzeugte Mehrprodukt zu tauschen – es wurde ja eben gerade nicht zwingend notwendig für die eigene Reproduktion in der Gemeinschaft benötigt. Mit wachsender Produktivität, also mit wachsendem Mehrprodukt, nahmen wahrscheinlich sowohl die Differenzierung innerhalb der Gemeinschaft wie auch der Austausch von Produkten zwischen den Gemeinschaften zu.

Beide Aspekte der Verwendung des Mehrproduktes haben aber eines gemeinsam: Es beginnt sich die Produktion von der Konsumtion zu trennen. Einerseits in den Personen – der Schamane oder der Künstler konsumieren wohl, sind aber an der unmittelbaren materiellen Produktion nur noch gering oder gar nicht mehr beteiligt. Oder beim Austausch mit anderen Gruppen – die Konsumenten sind ganz andere Menschen, als die Produzenten, beide wissen u. U. nichts voneinander. Zum Zweiten entsteht, zumindest beim Austausch eine räumliche Trennung – der Ort der Produktion ist ein anderer als der der Konsumtion. Und zum Dritten entsteht eine zeitliche Trennung – der Austausch von Produkten erfordert zwingend Zeit. Auch innerhalb der Gemeinschaft wird, beispielsweise durch beginnende Vorratswirtschaft, weil das Mehrprodukt ja irgendwie aufbewahrt werden muss, eine zeitliche Trennung von Produktion und Konsumtion auftreten.

Eine solche mehrschichtige Differenzierung muss, wenn sie sich weiter ausprägt irgendwann auch bewusst organisiert werden, verwaltet werden, woraus neue Strukturen sowohl innerhalb der Gemeinschaften als auch zwischen diesen sich entwickeln. Beispielsweise der Austausch – irgendwie müssen ja die Produkte von den Produzenten zu den Konsumenten gelangen. Es werden Menschen sein, die diesen Transport ausführen. Vielleicht bringen sie andere Produkte wieder mit zurück. Wenn sich dieser Austausch erweitert und intensiviert werden sich Menschen darauf spezialisieren. Diese kennen dann die Wege und wissen Gefahrenstellen zu umgehen. Diese Menschen müssen aber auch leben. Sie werden vielleicht einen Teil dessen, was sie transportieren für

ihre eigene Konsumtion verwenden. Desweiteren werden sich im Laufe der Entwicklung sicher irgendwelche Regularien herausbilden, wer was in welcher Menge mit wem tauschen kann und will...

Vielleicht gab es auch Auseinandersetzungen. Denkbar wäre eine Situation, dass, vielleicht durch klimatische Veränderungen verursacht, die Lebensbedingungen sich für einige Gemeinschaften derart verschlechterten, dass diese in andere Gegenden zogen, die bereits besiedelt waren. Dabei wird es sicher zu Auseinandersetzungen gekommen sein. Vielleicht haben sich die Eroberer das Mehrprodukt der ursprünglich vorhandenen Gemeinschaften einfach gewaltsam angeeignet. So ist aus der Geschichte bekannt, dass frühere partnerschaftliche Gesellschaften, die vorwiegend matriarchal organisiert waren, durch patriarchal herrschaftlich organisierte Gesellschaften ersetzt wurden. Diese Machtpositionen müssen natürlich gesichert werden, es werden sich also entsprechende Herrschaftsstrukturen herausbilden.

Trotz allem lassen sich für diesen Stand der Entwicklung einige charakteristische Merkmale beschreiben. So erfolgt die Produktion innerhalb der ursprünglichen Gemeinschaften, einschließlich ihrer sich entwickelnden Strukturen, hauptsächlich zum Zweck der internen Konsumtion und damit zur eigenen Reproduktion. Lediglich der vorhandene Überschuss, der nicht für die Konsumtion bestimmt ist, steht für einen Tausch zur Verfügung. Die getauschten Produkte dienen der Konsumtion in den jeweils anderen Gemeinschaften. Eine Differenzierung innerhalb der Gemeinschaften ist erkennbar und verfestigt sich. Der Austausch der Produkte beginnt sich auszuweiten und es entwickeln sich adäquate Strukturen zwischen den ursprünglichen Gemeinschaften. Dieser Stand der Entwicklung war vielleicht zum Ende der Steinzeit und zu Beginn der Bronzezeit erreicht.

Gesellschaftlichkeit ist in dieser Phase menschlicher Entwicklung immer ein Zusammenhang von Individuen, die sich mittels Arbeit unmittelbar die Natur aneignen und diese wiederum beginnen umzugestalten; infolge eines wachsenden Mehrprodukts kommt der Austausch hinzu. Die Ebene der unmittelbaren Reproduktion innerhalb der eigenen Gruppe wird sowohl zeitlich (Vorratswirtschaft) als auch räumlich (Austausch mit anderen Gruppen) verlassen. Die damit verbundene Produktivkraftentwicklung hat sowohl ein qualitatives Moment – Umgestaltung der Natur (beginnender Ackerbau, Viehzucht), verbesserte Werkzeuge, sich weiter entwickelnde Fähigkeiten; als auch ein quantitatives Moment – weiter wachsendes Mehrprodukt und damit Voraussetzung für eine bessere Vorsorge (Vorratswirtschaft) einschließlich der Freiräume um die Techniken für eine erweiterte Vorratswirtschaft zu entwickeln und mehr tauschen zu können. Der Verlauf dieser Entwicklung in enger Wechselwirkung der qualitativen und quantitativen Momente ist als dialektische Einheit zu sehen.

Gerade mit Beginn der Bronzezeit tauchen aber neue Aspekte in der Entwicklung der Menschen auf. Die Herstellung von Bronze gelang u. A. in der Region, die wir heute im deutschen Sprachraum als Naher Osten bezeichnen, also die Region, die sich an das östliche Mittelmeer anschließt. Das lag vor allem daran, dass in dieser Region die erforderlichen Rohstoffe relativ leicht verfügbar waren. Die Benutzung der ersten Bronzewerkzeuge bedeutete quasi eine Art Revolution. Damit wurde die Arbeit viel effektiver, konnte ein viel größeres Mehrprodukt erzielt werden, als mit den Werkzeugen der Steinzeit.



Auch für kriegerische Auseinandersetzungen erwies sich Bronze als entscheidender Vorteil bei der Verwendung in Waffen. Folglich waren viele Gemeinschaften, nachdem sie das kennengelernt hatten, daran interessiert, über Bronzewerkzeuge zu verfügen.

Das ging aber nur über den Tausch, da im Rahmen der eigenen Gemeinschaft keine Möglichkeit bestand, selber Bronze herzustellen.

Durch die Möglichkeit, per Tausch über Dinge verfügen zu können, welche die eigenen Lebensinteressen (Reproduktion der Gemeinschaft und damit der Individuen) besser, umfassender und effektiver sichern – durchaus auch in Konkurrenz zu anderen Gruppen bezüglich der Verfügbarkeit über materielle Ressourcen – wird ein neues Niveau der Produktivkraftentwicklung erreicht. Quantitativ in Form von mehr und effektiver hergestellten Lebensmitteln sowie qualitativ durch eine neue Qualität der Umgestaltung der Natur, beispielsweise durch Bergbau oder Entwaldungen im Zusammenhang mit der Bronzeherstellung. Auch müssen neuartige technische Kenntnisse entwickelt und bewahrt werden.

Das könnte der Beginn einer neuen Entwicklung gewesen sein. Denn in der Folge dieser Situation wurde einerseits der Tausch weiter intensiviert und konnte sich andererseits die Spezialisierung, die Arbeitsteilung weiter ausprägen. Die Bronzehersteller machten kaum noch etwas anderes als Bronze herzustellen. Und das, was sie zum eigenen Leben benötigten, tauschten sie gegen die Bronze, die sie herstellten. Und hier beginnt eine völlig neue Qualität der Gesellschaftlichkeit des menschlichen Lebens aufzutreten: Die Produktion erfolgt nicht mehr mit dem Ziel der Konsumtion der Produkte, sondern mit dem unmittelbaren Ziel des Tauschs – die Konsumtion ist nur noch ein mittelbares Ziel. Das, was vorher gelegentlich geschah, der Tausch von Produkten, die quasi „übrig“ waren, wird jetzt zum unmittelbaren Ziel. Die Arbeit innerhalb der menschlichen Lebensgemeinschaft hat damit einen Bedeutungswandel erfahren.

Diese Formen einer anderen Lebensweise erlangen an einigen Stellen neue Bedeutung: So sind die Bronzehersteller irgendwann auf den funktionierenden Tausch angewiesen, um ihre eigene Reproduktion sichern zu können. Die Arbeit dieser Gemeinschaft dient dann nicht mehr direkt ihrer Reproduktion, sondern nur indirekt, über den Tausch vermittelt.

Das bringt einschneidende Konsequenzen mit sich. Die wichtigste ist sicher die, dass der Austausch nun unbedingt gezielt organisiert werden muss: Die Gemeinschaft, die Bronze herstellt braucht im Tausch genau die Produkte, die sie für ihr Leben, für ihre Konsumtion benötigt – Bronze kann sie nicht essen. Das heißt, sie benötigt ein für ihre Reproduktion angemessenes Äquivalent an Produkten sowohl in der Art als auch in der Menge. Das wird mit einem Tauschpartner nicht gehen, es wird sich eine Art von „Tauschnetzwerk“ herausbilden müssen, einschließlich der entsprechenden Regularien. Die Gemeinschaft ist einerseits auf Gedeih und Verderb darauf angewiesen, dass der Tausch in Art und Menge funktioniert. Andererseits hat die Gemeinschaft genau darauf immer weniger Einfluss. Produktion und Konsumtion (im Sinne des Gebrauchs) der Produkte klaffen immer weiter auseinander: Örtlich – durch immer weiter reichenden Austausch, bezüglich der Menschen – die Konsumenten „kennen“ die Produzenten vielleicht nur vom Hörensagen und zeitlich – die Bronzewerkzeuge werden über viele Jahre genutzt, weitervererbt usw. usf.

Konsumenten und Produzenten beginnen einander fremd zu werden: So wissen vermutlich viele Konsumenten gar nichts mehr darüber, wie und mit welcher Technik, mit welchen Werkzeugen das von ihnen verwendete Produkt produziert wurde.

Die Organisation des Tausches bedingt weitere Konsequenzen. Schauen wir uns die Interessenlagen der Beteiligten einmal an. Die Hersteller der Bronzewerkzeuge erwarten von dem Tausch, dass in dessen Ergebnis alle die Produkte in Art und Menge zur Verfügung stehen, die für ihre Reproduktion nötig sind. Die Menschen, die den Tausch unmittelbar abwickeln, müssen die Bronzewerkzeuge zu den Menschen bringen, die sie für ihren Gebrauch benötigen und von diesen genau die Produkte erwerben, die die Bronzehersteller für ihre Konsumtion benötigen und diesen zurück bringen. Diese den Tausch vermittelnden Menschen brauchen aber auch Produkte für ihre

eigene Reproduktion. Hinzu kommt, dass ganz viele solche Tauschaktionen nötig sein werden, weil jede einzelne Tauschaktion ja immer nur ein Tausch Bronzewerkzeug gegen ein anderes Produkt sein wird und nicht gegen das gesamte Spektrum der benötigten Produkte.

Die Lösung dieses Problems lag vermutlich „irgendwo in der Mitte“: Die Menschen, die den Tausch organisieren und durchführen treffen sich mit ihren jeweiligen Produkten „irgendwo in der Mitte“. Und dort wird nur getauscht. Jeder das, was er hat gegen all das, was er benötigt. Diesen „Raum in der Mitte“ kennen wir heute als Markt¹. Genau in der beschriebenen Funktion. Hierhin kommen alle und tauschen ihre Produkte. Und die Produkte, die für genau diesen Zweck hergestellt wurden, für den Zweck, auf dem Markt getauscht zu werden und nicht für den Gebrauch innerhalb der eigenen Gemeinschaft, diese Produkte werden nun als Waren bezeichnet.

Der Tausch ließ sich nunmehr bezüglich des Ortes recht gut realisieren, es kam auf diesem Markt alles benötigte zusammen. Aber bezüglich des eigentlichen Tausches gab es da noch erhebliche Probleme. Der Tausch wird im Ergebnis des Marktes zu einem bestimmten Zeitpunkt gewiss nicht immer allen Beteiligten genau das an Produkten gebracht haben, was sie tatsächlich benötigen. Vielleicht warteten sie dann auf den nächsten Markt. Was ist aber dann mit den Waren? Der Bronze wird das sicher nichts ausmachen, aber dem Krug mit Öl? Im schlimmsten Fall ist er nicht mehr tauschbar, weil das Öl ranzig geworden ist. Wie soll unter diesen Umständen ein Tausch zustande kommen, der den Beteiligten sowohl in der Art als auch in der Menge genau die benötigten Produkte liefert? Das wird so nicht gehen. Benötigt wird also eine Art „universelles“ Tauschmittel, eine Ware, die ich überall gegen alles eintauschen kann. Auf jedem Markt, zu jeder Zeit. Heute hier gegen Öl, morgen dort gegen Stoff, je nachdem, was gerade gebraucht wird. Diese Ware sollte also überall tauschbar sein und in der Zwischenzeit sich nicht verändern, insbesondere nicht verderben. Sie sollte darüber hinaus möglichst beliebig teilbar sein, damit auch „Teil-Tausche“ möglich sind.

Eine solche Ware, die alle diese Eigenschaften hat, sind Edelmetalle, insbesondere Gold. Es ist überall tauschbar, ist als Metall praktisch unveränderlich und kann überall leicht geteilt, kann abgewogen werden. Diese Universal-Ware hat noch eine weitere Besonderheit: Sie ist im Sinne der Reproduktion der Menschen unmittelbar als „Lebensmittel“ zu nichts nütze. Gut. Ich kann Schmuck daraus herstellen. Aber ob ich den habe oder nicht, ist für mein unmittelbares Leben, wenn ich nicht gerade über alle Maßen eitel bin, letztlich ziemlich egal.



Mit zunehmender Warenproduktion und der Lebensgestaltung einer größeren Zahl von Menschen innerhalb ihrer jeweiligen unmittelbaren Lebensgemeinschaften wurde in der Konsequenz Gold in der Form gemünzten Geldes als das universelle Tauschäquivalent üblich. Die ersten Münzen wurden etwa 700 v. u. Z. in Griechenland geprägt. Wir sprechen ab diesem Zeitpunkt von der entwickelten Warenproduktion als Gesellschaftsform.

¹ Damit meine ich nicht den abstrakten „Markt“ der Marktwirtschaft, sondern eher so etwas wie den Wochenmarkt, der auch heute noch in vielen Orten stattfindet.

Entwickelte Warenproduktion in der Antike

Bleiben wir ein wenig in dieser Zeit und versuchen, das Leben, soweit es uns aus dieser Zeit überliefert wurde, zu beschreiben. Tatsache ist, dass die beschriebene Lebensweise, nämlich vorwiegend über den Tausch von Waren das Alltagsleben zu gestalten, nur für die freien Bürger der griechischen Poleis charakteristisch war. Die Einwohner der Poleis waren Männer, Frauen, Kinder, Metöken (ortsansässige freie Fremde) und Sklaven. Als Personenverbandsstaat umfasste jede Polis nur die vollberechtigten, volljährigen männlichen Bürger, die Politen als Teilhaber an der „Herrschaft“. Die kleinste wirtschaftliche Einheit der griechischen Polis war der Oikos, nach Aristoteles die Keimzelle des „Staates“.

Der Oikos umfasste die Familie sowie Bedienstete und Sklaven, das Land, die Gebäude und alles bewegliche Inventar. Das Familienoberhaupt war der Hausherr, der patriarchalisch herrschte. Die Beziehungen der Mitglieder waren also durch personale Herrschaftsstrukturen gekennzeichnet. Einem Mitglied war es nicht einfach möglich, den Oikos zu verlassen und sein Leben anders zu führen. Im Zentrum des Oikos stand der Wirtschaftshof, in dem das auf dem Land Erwirtschaftete verarbeitet und für Notzeiten gelagert wurde. Die Wirtschaft des Oikos war in erster Linie auf Autarkie ausgerichtet, was allerdings nicht immer möglich war, wenn man beispielsweise an Metallverarbeitung denkt. Im Rahmen dieser Struktur war Warentausch sicherlich erforderlich aber keineswegs dominierend.

Jedoch waren nicht alle Menschen in diese Strukturen eingebunden. So waren die ortsansässigen Fremden, die Metöken nicht in die Oikoi eingebunden, ebenfalls Reisende und Söldner oder ehemalige Sklaven, denen die Freiheit geschenkt wurde. Deren Leben gestaltete sich vor allem derart, dass diese die benötigten Lebensmittel auf dem Markt tauschten. Für diese Menschen gestaltet sich das Alltagsleben völlig anders als für die in den traditionellen Familien lebenden Menschen. Ihre Lebensweise beruht vorwiegend auf dem Tausch von Waren, also auf dem Tausch der in den Oikoi als Mehrprodukt erzeugten und von diesen für den Zweck des Tauschs verwendeten Produkten. Sie mussten ihr Leben entsprechend einrichten und gestalten. Sie waren zwar frei im Sinne ihrer Nicht-Zugehörigkeit, mussten aber ihr Leben den Strukturen und Möglichkeiten des Marktes anpassen. Ihre Lebensweise war also weniger durch personale sondern mehr durch strukturelle Herrschaft gekennzeichnet.

In der Zeit des Hellenismus, beginnend mit der Herrschaft Alexanders des Großen 336 v. u. Z. bis etwa zum Beginn unserer Zeitrechnung, hat sich die Lebensweise bereits stark gewandelt. Die militärischen Erfolge Alexanders bedurften eines für damalige Verhältnisse gewaltigen Heeres, welches dazu noch über Entfernungen von tausenden von Kilometern agieren musste. Das war auf der Basis der Poleis nicht zu leisten. Die Grundlage der hellenistischen Wirtschaft war deshalb eine bis ins Detail durchorganisierte Landwirtschaft. Durch Einführung moderner Anbaumethoden wurde Ägypten zur Kornkammer des östlichen Mittelmeerraumes, der König erhielt etwa ein Drittel der Erträge. Im Diadochenreich, dem Nachfolgereich des Alexanderreiches, wurde die Verwaltung zentralistisch organisiert und von Berufsbeamten geführt. Im seleukidischen Babylonien führten die Makedonen, die den Großteil des Beamtentums bildeten, den Weinbau ein. Grundnahrungsmittel wie Öl, Salz, Fisch, Bier, Honig und Datteln, die Herstellung von Papyrus, Textilien, Glas und Luxusartikeln sowie Transportwesen, Banken und Außenhandel waren Sache des Staates.

Die Warenproduktion behauptet sich als Form einer möglichen Lebensweise in der damaligen Zeit immer besser neben der traditionellen Lebensweise in Familienverbänden. Nur vermittels der Warenproduktion und der damit verbundenen zunehmend besseren Organisation waren beispielsweise so umfassende Militäroperationen wie zur Zeit Alexander des Großen möglich. Die Einführung von gemünztem Geld brachte einen weiteren Entwicklungsschub für die Marktwirtschaft.

Die Münzprägung stand unter der Kontrolle des Königs. Der Geldwechsel war wie das Bankwesen insgesamt in den Händen des Staates. In Ägypten wickelte die königliche Staatsbank (βασιλική τράπεζα, basilikē trapeza) auswärtige Geldgeschäfte über ihre Hauptstelle in Alexandria und den inländischen Zahlungsverkehr über zahlreiche Zweigstellen im ganzen Reich ab. Von internationaler Bedeutung war außerdem die Bank auf der Insel Delos. Alle Bankgeschäfte wurden mit Hilfe der in Athen entwickelten Buchführung schriftlich dokumentiert. Es hat sich bis dahin also eine entwickelte Warenproduktion fest in der Gesellschaft etabliert und für immer mehr Menschen wurde diese Lebensweise bestimmend.

Die Trennung zwischen Produktion und Konsumtion bezüglich der beteiligten Personen, bezüglich des Raumes wie auch bezüglich der Zeit ist an dieser Stelle weiter ausgeprägt als je zuvor. Es ist sogar etwas Neues zwischen die Produktion und die Konsumtion getreten, was es vorher im Sinne eines ausschließlich für den Tausch nützlichen Mediums, nicht gab: Der Markt. Der Markt hat die Aufgabe einer universellen Vermittlung zwischen Produzenten und Konsumenten. Er vertieft jedoch gleichzeitig die Trennung beider Seiten. Eine Ware kann sich, nach ihrer Herstellung, nahezu beliebig lange auf dem Markt befinden (vorausgesetzt sie verdirbt nicht), kann beliebig oft auf verschiedenen Märkten getauscht werden. Die „Entfernung“ zwischen Produktion und Konsumtion, sowohl räumlich, als auch zeitlich als auch bezüglich der zwischengeschalteten Tauschaktionen (und damit bezüglich der beteiligten Personen) kann und wird zunehmen. Es reicht also nicht, sich einen solchen Austausch zwischen zwei oder drei solcher „Produzentengemeinschaften“ vorzustellen, sondern zwischen einer viel größeren Zahl. Damit wird der Austausch auch weitgehend anonymisiert, wird quasi zu einer statistischen Größe. Der Produzent weiß nichts vom Konsumenten und umgekehrt. Karl Marx schreibt dazu: *„Gebrauchsgegenstände werden überhaupt nur Waren, weil sie Produkte voneinander unabhängig betriebener Privatarbeiten sind.“* (K. Marx, 1967, S. 87).²

Auch die Interessenlagen der Beteiligten ändern sich. Der Produzent wird Produkte herstellen, die er gut verkaufen kann. Ob das Produkt für ihn nützlich ist im Sinne eines Gebrauches, ist ihm herzlich egal. Er will es ja nicht gebrauchen, er will es verkaufen. Nur ein potentieller Kunde muss ein Interesse daran haben, es zu kaufen. Entweder für den eigenen Gebrauch oder für den weiteren Verkauf. Und notfalls muss dem Kunden eben eingeredet werden, dass das Produkt gut und wichtig und nützlich ist, solange, bis er es kauft. Das ist das einzige Ziel. Und noch etwas möchte der Produzent bzw. der Verkäufer: Er möchte möglichst viel Geld dafür eintauschen. Möglichst viel vom dem universellen Tauschmittel, welches auf allen Märkten genutzt werden kann, um andere, von ihm benötigte Waren zu kaufen, entweder für den eigenen Gebrauch oder für den weiteren Handel.

Der Käufer hingegen hat eine andere Interessenlage: Er wird aus den angebotenen Waren nur die kaufen wollen, die ihm in irgendeiner Art nützlich erscheinen. Entweder für den eigenen Gebrauch oder für einen weiteren Handel auf einem anderen Markt. Und er möchte, wenn er Waren erwirbt, dies für einen möglichst geringen Geldbetrag tun.

Hier entwickelt der Markt plötzlich eine Art Eigenleben. Die Verkäufer möchten möglichst alle Waren für möglichst viel Geld verkaufen und die Käufer möchten nur das für sie Nützliche für möglichst wenig Geld kaufen. Darüber hinaus ist den Verkäufern die (Interessen-)Lage der Käufer und umgekehrt den Käufern die (Interessen-)Lage der Verkäufer herzlich egal. Die Situation der Produzenten bzw. der Konsumenten ist beiden jeweils (soweit sie das nicht zufällig selber sind)

² Auch der Begriff des Marktes beginnt hier seine Bedeutung zu ändern: Er wird nun zunehmend als universale, abstrakte Tauschebene aufgefasst, ganz im Sinne der heutigen Marktwirtschaft

also ziemlich gleichgültig. Und beide Seiten möchten, damit sie immer in der Lage sind, Tauschhandlungen durchzuführen, möglichst viel universelle Tauschware, sprich Geld haben. Die konkrete Produktion, das konkrete Produkt spielt nur noch insofern eine Rolle, als dass es einen Abnehmer finden, also für den Tausch geeignet sein muss. Von allen anderen Eigenschaften soll möglichst abstrahiert werden. Insbesondere wird eine Ware nur danach beurteilt, wie gut sie sich verkaufen lässt. Sie hat bezüglich des Tauschs einen abstrakten Tauschwert, einen Marktwert. Dieser hat mit dem konkreten Gebrauchswert eigentlich nichts mehr zu tun. Nur noch insofern, als dass ein Käufer die Ware gebrauchen können muss, sonst hätte er kein Kaufinteresse. Aber sobald das da ist, spielt es eigentlich beim Käufer auch keine Rolle mehr: Er wird ab diesem Augenblick nur noch schauen, wie er für möglichst wenig Geld zu der Ware kommt. Es spielt nur noch der Marktwert eine Rolle.

Das wichtigste Merkmal der Form der entwickelten Warenproduktion und der mit ihr zwangsläufig verbundenen Form des Warentauschs auf einem Markt ist der Umgang mit einem abstrakten Wert. Die Warenproduktion ist somit eine Lebensweise, die sich von der Zielfunktion des konkreten Gebrauchs der hergestellten Produkte löst und hinwendet zu einer abstrakten Produktion für einen anonymen Markt. Die letztlich natürlich irgendwo nötige Verwendung, Konsumtion der Produkte, also deren Gebrauchswert, spielt nur noch eine untergeordnete, eine mittelbare Rolle.

Ware hat auf dem Markt einen rein abstrakten, ausschließlich quantitativen (Tausch-)Wert: Wieviel Geld erhalte ich im Tausch dafür auf dem Markt? Dieser abstrakte Tauschwert wird sich im Mittel aller Tauschhandlungen des Marktes irgendwo einpegeln. Nach Marx entspricht dieser Wert der „abstrakt menschlichen Arbeit“, also der im Mittel für die Herstellung der Waren aufgewendeten menschlichen Arbeit. Auf dieser abstrakten Ebene gibt es also sehr wohl eine Verbindung zwischen der Herstellung der Waren und deren Tausch auf dem Markt. Aber eben auch nur noch in dieser Abstraktheit. Konkret erlebbar ist das für die beteiligten Menschen nicht mehr.

Nun ist es aber gerade das konkrete, reale, tägliche Erleben, welches das „Alltagsbewusstsein“ eines Menschen prägt. Alfred Sohn-Rethel schreibt zu den daraus erwachsenden Konsequenzen: *„Ferner hat diese Abstraktheit eine höchst charakteristische Eigenschaft: sie täuscht die Warenbesitzer über den historischen Charakter der Warenform und prägt ihrem Denken einen zeitlos absoluten, jeden zeitlichen Ursprung und jede örtliche Bedingtheit verleugnenden Geltungsanspruch auf.“* (A. Sohn-Rethel, 1971, S. 107 f)

Karl Marx formuliert dazu im Kapital: *„Wir verfolgten die Befestigung dieses falschen Scheins. Er ist vollendet, sobald die allgemeine Äquivalentform mit der Naturalform einer besonderen Ware verwachsen oder zur Geldform kristallisiert ist. [...] Die vermittelnde Bewegung verschwindet in ihrem Resultat und lässt keine Spur zurück. Ohne ihr Zutun finden die Waren ihre eigene Wertgestalt fertig vor als einen außer und neben ihnen existierenden Warenkörper. Diese Dinge, Gold und Silber [...] sind zugleich die unmittelbare Inkarnation aller menschlichen Arbeit. Daher die Magie des Geldes.“* (K. Marx, 1962, S. 107)

Fassen wir an dieser Stelle einmal zusammen, wie sich die gesellschaftlichen Zusammenhänge für viele Menschen in der Zeit der entwickelten Warenproduktion, beginnend etwa mit dem Aufkommen des Münzgeldes um 700 v. u. Z. bis etwa zum Beginn des Mittelalters darstellen.

- Die Herstellung von Produkten erfolgt vorwiegend in Handarbeit im Rahmen von Sklavenhaltern zugehörigen Gemeinschaften von Sklaven bzw. anderen Unfreien (Fellachen in Ägypten). Die Sklavenhalter sind freie Bürger, beispielsweise der griechischen Poleis oder der Römischen Metropolen. Die Herstellung der Produkte erfolgt zum Teil für den eigenen Gebrauch und zunehmend zum Zweck des Tauschs auf einem Markt. In diesem Sinne sind die Produkte Waren. Der Tausch wird durch die Sklavenherren vollzogen und ist zum Teil staatlich organisiert. Die große Mehrheit der Menschen ist in personale Herrschaftsstrukturen eingebunden, sie sind abhängig von Personen (Sklavenhalter, Gutsherr, Adliger). Zu-

nehmend mehr Menschen, die in ihrer Lebensweise nicht in die traditionellen Familienstrukturen eingebunden sind, wie landlose Freie (Metöken), Händler und Söldner gestalten ihr Leben vermittels des Marktes.

- Als universelle „Tauschware“ hat sich das Geld in Form von Münzen, also in Form geprägten Edelmetalls entwickelt. Der Markt agiert nach eigenen, neuen Gesetzmäßigkeiten, die es vorher nicht gab und die vorher auch nicht nötig waren. Diese resultieren daraus, dass auf dem Markt vor allem der Tauschaspekt und nicht der Aspekt der Herstellung oder des Gebrauchs eines Produkts von Bedeutung ist. Der Verkäufer möchte möglichst alle seine Ware gegen möglichst viel Geld tauschen, ein Käufer möchte hingegen nur die Dinge für möglichst wenig Geld tauschen, die für ihn nützlich sind zum eigenen Gebrauch, entweder für die eigene Konsumtion oder für einen weiteren Tausch.
- Die tatsächlich aufgewendete Arbeitsleistung zur Herstellung eines Produktes, das Know How, die Kunstfertigkeit der Produzenten usw. spielen für den Markt keine Rolle. Die Ware erscheint als abstrakter Wert, als Tauschwert, als abstrakter, entfremdeter, formaler Gegenwert menschlicher Arbeit, dargestellt in der Form von Geld. Geld ist daher das universelle abstrakte Äquivalent für jedwede menschliche Arbeit (Inkarnation menschlicher Arbeit).

Für die Bürger, die am Markt agieren, kommen also völlig neue Maßstäbe dafür ins Spiel, wie sie ihr Leben in ihrer Gesellschaft reproduzieren können und sie es demnach auch empfinden. Warentausch, die Rolle des Geldes als etwas Universelles, was gegen jede andere Ware oder Leistung eingetauscht werden kann, wird für diese Menschen zur Lebensgewohnheit. Es ist für sie jetzt durchaus sinnvoll, nach immer mehr Geld zu streben, damit sie immer wieder die Dinge tauschen können, die sie haben wollen. Sie beurteilen die Dinge immer weniger nach ihrem Gebrauchswert, dafür aber immer mehr nach ihrem Tauschwert, nach der Möglichkeit, die Waren zu „vermarkten“. Ihr Leben ordnet sich zunehmend den Strukturen des Marktes unter. Dieser universelle Warentausch ist aber letztlich etwas von Menschen gemachtes, kein Naturgesetz. Er wird jedoch von den Menschen, deren Lebensalltag davon bestimmt wird, wie ein Naturgesetz empfunden. Karl Marx verwendet dafür den Begriff des „Fetischcharakters“ der Ware.

Dass dieser „neue“ (im Gegensatz zur Steinzeit neue) Lebensalltag auch auf anderen Ebenen des menschlichen Lebens reflektiert wird, erscheint nach den bisherigen Darlegungen eine logische Konsequenz. Tatsächlich geht diese Entwicklung des Marktes als das die Lebensweise einer wachsenden Anzahl von Menschen prägendes Element einher mit dem Entstehen der klassischen griechischen Philosophie.

George Thomson, ein englischer Philosoph des vergangenen Jahrhunderts, hat den Zusammenhang zwischen der Entstehung der Philosophie und dem Wachstum der Warenproduktion genauer untersucht und die diesbezüglichen Ergebnisse u. a. folgendermaßen dargestellt:

„... die Ware [ist] das Kennzeichen der Zivilisation, die wir als die Stufe [verstehen], auf der die Warenproduktion ‚zu vollem Wachstum‘ gelangt. Daher steht das Denken des zivilisierten Menschen von seiner frühesten Zeit bis heute unter dem, was Marx den Warenfetischismus genannt hat, das heißt unter dem von den gesellschaftlichen Beziehungen der Warenproduktion erzeugten ‚falschen Bewußtsein‘. In der frühen griechischen Philosophie können wir verfolgen, wie dieses ‚falsche Bewußtsein‘ nach und nach Gestalt annimmt und für die Gegenstandswelt Kategorien ausprägt, welche der Natur, statt der Gesellschaft anzugehören scheinen. Das ‚Eine‘ des Parmenides mag deshalb, ebenso wie der spätere Begriff der ‚Substanz‘ als Abbild oder Widerspiegelung der Substanz des Tauschwertes bezeichnet werden.“ (G. Thomson, 1955, p 301)

Die Warenproduktion, die mit ihr verbundenen Empfindungen und Regeln, werden also von den Menschen, die ihre Lebensweise darauf aufbauen als etwas völlig Natürliches empfunden, nicht als etwas, was Menschengemacht, was gesellschaftlich bedingt ist. Soweit als etwas Natürliches empfunden, dass sogar das Gedankengebäude der klassischen griechischen Philosophie dieser „Fehlinterpretation“ unterliegt. In dieser Zeit waren es aber, wie bereits bemerkt, nur die „freien Bürger“, die ihre Lebensweise auf der Grundlage der Warenproduktion gestalten konnten.

Für die übergroße Mehrzahl der Menschen, die zu dieser Zeit lebten, dürfte sich das Leben vermutlich ganz anders gestaltet haben. Es waren dies Menschen, die in festen, personalen Abhängigkeitsverhältnissen lebten. Dabei ist es nicht von entscheidender Bedeutung, ob das Sklaven waren wie in Griechenland oder Rom, oder andere Hörige, die sich beispielsweise nach Ende des Römischen Reiches in Mitteleuropa durch die in dieser Region spezifische Regelung des Grundbesitzes herausbildeten. In jedem Fall waren es die Abhängigen, die im Rahmen relativ überschaubarer Gemeinschaften die Dinge erzeugten, die für den unmittelbaren eigenen Gebrauch bestimmt waren. Darüber hinaus mussten sie auch die Dinge herstellen, die ihre Herren sich dann in Naturalform aneigneten – entweder für deren eigenen Verbrauch oder als Waren zum Zweck des Verkaufs auf geeigneten Märkten. Die Lebensweise aller dieser Menschen war aber nicht von einer Marktwirtschaft geprägt.

Im Sinne des methodischen Fünfschritts von Klaus Holzkamp hat sich in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bis zu dieser Zeit der entwickelten Warenproduktion bezüglich der Verwendung der Ergebnisse menschlicher Arbeit ein Funktionswechsel vollzogen: Anfangs dienten die Ergebnisse menschlicher Arbeit nahezu ausschließlich der unmittelbaren Reproduktion menschlichen Lebens und das gemeinschaftlich erzeugte Mehrprodukt wurde auch gemeinschaftlich verbraucht. Auf der Stufe der entwickelten Warenproduktion dienen die Ergebnisse menschlicher Arbeit nicht mehr nur der unmittelbaren Reproduktion, hinzu kam die Warenproduktion. Insbesondere das gemeinschaftlich erzeugte Mehrprodukt wird durch die Menschen, die über entsprechende Machtpositionen verfügten (Sklavenhalter, Feudalherren) enteignet um es als Ware auf dem Markt zu verkaufen. Eine kleine, aber stetig wachsende Gruppe von Menschen gestaltet jedoch ihr Leben vorwiegend mittels des Marktes: Handwerker, Händler, Söldner, Beamte ... Es entsteht für diese Menschen dadurch eine veränderte Lebensweise, eine veränderte Art und Weise, wie diese Menschen die Gesellschaftlichkeit ihres Lebens empfinden. Diese Lebensweise ist geprägt vom Streben nach universeller Verfügbarkeit über menschliche Arbeit durch Tausch von Waren gegen Geld auf einem immer weiter greifenden Markt. Diese Lebensweise führt tendenziell zu einer Entfremdung von Produktion und Konsumtion, zu einer Entfremdung der Menschen, deren Lebensweise vom Markt geprägt ist, vom ursprünglichen Ziel menschlicher Arbeit, der individuellen und gemeinschaftlichen Reproduktion.

Dominanzwechsel zu Beginn des Kapitalismus

In der Phase Ausgangs des Mittelalters und zu Beginn der Renaissance tritt ein weiterer Umstand in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ein. Nach dem mit der entwickelten Warenproduktion vollzogenen Funktionswechsel bezüglich des Zwecks menschlicher Arbeit vollzieht sich nun ein Dominanzwechsel, der vierte Schritt im Sinne des methodischen Fünfschritts nach Holzkamp. Das bedeutet, dass sich nunmehr nicht nur für relativ wenige „freie Bürger“, sondern für die übergroße Mehrheit der Menschen die Lebensweise zunehmend über den Markt bestimmt.

Michael Mitterauer beschreibt in seinem Buch „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderweges“ sehr ausführlich die komplexe Verflechtung ökonomischer, politischer, technischer, militärorganisatorischer, kirchlicher und religiöser Aspekte der Entwicklung in Mitteleuropa, die gerade hier zu dem Dominanzwechsel geführt haben. Erwähnt sei hier u. a. der Anbau von Roggen und Hafer als Grundlage der frühen europäischen Landwirtschaft, der sich aus einem Zu-

sammentreffen von geeigneten klimatischen Bedingungen mit den Möglichkeiten der Landgewinnung durch Rodung und der Einführung der Dreifelderwirtschaft ergab. Dabei wurde Roggen als Winter- und Hafer als Sommergetreide eingesetzt. Im dritten Jahr lag das Feld brach und wurde als Viehweide genutzt und dabei gleichzeitig auch mit gedüngt. Mitterauer bezeichnet diesen Prozess als die „Vergetreidung“ Europas.

Während in der spätantiken Landwirtschaft von Sklaven bewirtschafteter Großgrundbesitz dominierte, wobei die Sklaven beim Herrenhof angesiedelt waren, setzte sich im fränkischen Reich eine andere Struktur durch. Die Vergetreidung führt zur Schaffung abhängiger Bauernstellen in zwei Formen: Unfreie mit eigenem Haus und persönlich freie, aber schollengebundene und dienstpflichtige Kolonen, die im Unterschied zu den römischen Kolonen Pflugdienste auf dem Herrenland leisten müssen. Das führt zu einem rationelleren Einsatz der Arbeitskräfte, der Grundherr spart Unterhaltskosten für diese Arbeitskräfte, er braucht nicht eine Vielzahl an Zugtieren zu halten und durch Rodung steht Land für die Kolonen zur Verfügung. Klöster fungieren als agrarische Innovationszentren. Die zweigeteilte Grundherrschaft ermöglicht einen zentralen Betrieb von Wassermühlen, Walk- und Sägemühlen, eine zentrale Rinderherdenhaltung etc.

Die Reichs- und Landstände des Mittelalters sind ein Spezifikum des historischen Sozialraums Europas und resultieren aus dem stark dezentralen Charakter der Herrschaftsordnung. Die Kaiser im frühen Mittelalter zogen mitsamt ihrem Hofstaat von Kaiserpfalz zu Kaiserpfalz und nahmen von dort aus jeweils ihre Herrscheraufgaben wahr. Der Grund war vor allem, dass diese Art der Herrschaft mit weniger Ressourcen auskam. Wenn an einer Stelle alle Vorräte verzehrt waren, zog man weiter.

Diese dezentrale Art der Herrschaft hat vielfältige Auswirkungen bis hin zur Entwicklung der parlamentarischen Demokratie und der Gewaltenteilung. Die Spezifik des europäischen Feudalismus besteht im Ausbau vieler lokaler und regionaler Herrschaftszentren. Dies sind vor allem die Kaiserpfalzen und sich daraus entwickelnde befestigte Burgen einschließlich der ihnen zugehörigen Siedlungen, aus denen sich später die Städte entwickelten. Typisch für diese Städte ist eine Ständeversammlung: Der Fürst musste das Mitspracherecht der ihm als eigenständige Körperschaft gegenüberstehenden Stände unbedingt respektieren, er verfügte über keine Alleinherrschaft.

Ausgehend von der Etablierung des Christentums als Staatsreligion durch Kaiser Konstantin im Römischen Reich versuchte die Papstkirche, diese Rolle weiter zu belegen. Sie förderte deshalb einerseits das Ständewesen um die Fürstenmacht zu begrenzen und sie kontrollieren zu können, trug andererseits aber auch zur sozialen Disziplinierung und Individualisierung der Menschen bei. Sie beförderte die Gründung von Universitäten und säkularisierter Wissenschaft, führte die lateinische Sprache und Schrift überall in Europa ein und unterstützte im eigenen Interesse die schnelle Verbreitung solcher revolutionärer Techniken wie den Buchdruck mit beweglichen Lettern, der eine bis dahin nicht vorstellbare Massenkommunikation ermöglichte. Die Verfolgung eigener Machtinteressen, beispielsweise vermittelt durch die Kreuzzüge, führte zur Entwicklung beeindruckender logistischer und militärischer Leistungen. Auch im Bereich des Bank- und Finanzwesens leistete die Papstkirche Großes, schließlich mussten ja viele gewaltige Bauleistungen, deren Größe uns heute noch beeindruckt, erbracht und letztlich dann auch bezahlt werden.

In diesem Umfeld vollzog sich allmählich eine neue Entwicklung. Die Stände in den Städten gewannen gegenüber den Fürsten eine immer größere Selbständigkeit. Zunehmend trotzten sie den Fürsten Rechte in Bezug auf größere Unabhängigkeit und Eigenständigkeit ab. Die Städte erhielten nach und nach das Marktrecht, das Münzrecht, das Recht, teilweise eigene Gerichtsbarkeit wahrzunehmen usw. Die treibende Kraft in den Städten waren dabei vor allem die in Zünften organisierten Bürger der Städte, deren Anzahl ständig wuchs, vorwiegend Handwerker. Aus der Struktur vieler lokaler Zentren ergab sich auch eine Vielfalt sich vollziehender Arbeitsteilungen und

Spezialisierungen. So mussten die ein lokales Zentrum umgebenden Dörfer vor allem die Lebensmittel, die landwirtschaftlichen Produkte erzeugen, die für die Versorgung des Zentrums benötigt wurden. Die Handwerker in den Städten versorgten die Menschen mit anderen benötigten Dingen, wie Kleidung, Schuhe, Werkzeuge, Krüge, Geschirr usw.

Das alles geschah auf der Basis des Austausches der Produkte. Da es bereits eine entwickelte Warenproduktion gab, auf deren Basis die freien Bürger Griechenlands und Roms ihren Lebensstil bereits seit etwa tausend Jahren gründeten, begann diese Warenproduktion und der damit verbundene Tausch der Waren auf einem Markt auch für die sich zunehmend emanzipierenden Bürger der Städte zum bestimmenden Lebensstil zu werden. Die Handwerker stellten ihre Produkte also nicht mehr zum Zweck des unmittelbaren Gebrauchs innerhalb ihres lokalen Zentrums her, sondern zum Zweck des Tauschs auf dem regionalen Markt. Die von ihnen hergestellten Produkte wurden also Waren.

Es gab jedoch eine Besonderheit dieser Entwicklung im Unterschied zur entwickelten Warenproduktion der Antike. In der Antike wurde das von den Sklaven erzeugte Mehrprodukt von den entsprechenden Freien „enteignet“ und auf dem Markt getauscht. Im mittelalterlichen Europa jedoch gingen die Handwerker dazu über, ihre vollständige Produktion, nicht nur das von ihnen erzeugte Mehrprodukt, als Ware, um Zweck des Tauschs auf dem Markt, herzustellen. Nahezu alle für den eigenen Bedarf erforderlichen Lebensmittel wurden im Gegenzug ebenfalls über den Markt erworben. Sie waren damit auf den Besitz von Geld angewiesen und begannen somit ebenfalls den Lebensstil zu entwickeln, der den Regeln des Marktes entspricht: Es geht darum, über möglichst viel Geld, als universelles Tauschmittel zu verfügen, damit, auch längerfristig im Sinne einer Vorsorge, immer ein Tausch aller zum Leben benötigten Dinge möglich ist.

Der Warentausch und damit der Geldbedarf entwickelten sich so schnell zu, dass beispielsweise in der Zeit des Spätmittelalters das Münzgeld europaweit knapp zu werden begann. Es war einfach nicht möglich, genügende Mengen Silber zu fördern. Daraus resultierte einerseits die Entwicklung des „Buchgeldes“, also die Führung von Girokonten bei Banken, die von den Italienischen Handelsrepubliken ausging. Andererseits wurden enorme Anstrengungen unternommen, um den Silberbergbau zu effektivieren und auszuweiten. In diesem Zusammenhang wurden wichtige technische Neuerungen, beispielsweise bei der Grubenentwässerung eingeführt.

Auch bei den Handwerkern setzen neue Entwicklungen ein. Da, wo es mit den Tauschgeschäften auf dem Markt gut läuft, wird ein Handwerker bestrebt sein, mehr zu produzieren und zu vermarkten. Da, wo es schlecht läuft, wird das Handwerk seinen Herrn nicht ernähren können über den Tausch am Markt. Der eine wird eine Hilfe suchen, der andere wird helfen und damit seinen Lebensunterhalt sichern wollen. Er wird sich bei einem anderen Handwerker verdingen, der diesem sicher einen Lohn geben wird, damit er leben kann – aber auch nicht mehr. Das von diesem erzeugte Mehrprodukt wird jener jedoch, einfach auf Grund seiner Interessenlage und weil es für dessen Lebensunterhalt ja auch nicht erforderlich ist, für sich behalten, sich also selber aneignen.

Damit setzt ein qualitativ neuer Prozess ein: Einerseits beginnt eine Differenzierung. Wer Geld hat, kann andere Menschen für sich arbeiten lassen und sich das von diesen erzeugte Mehrprodukt aneignen, indem er diesen Menschen das für deren Lebensunterhalt erforderliche Geld gibt und die von ihnen erzeugten Produkte (einschließlich des erzeugten Mehrproduktes) selber auf dem Markt verkauft. Andererseits sind die Menschen, deren Mehrprodukt jetzt zum Zweck des Tausches auf dem Markt enteignet wird, selber gezwungen, ihre eigene Reproduktion mittels des Marktes zu realisieren.

Die früheren Sklaven lebten in eigenen, dem Sklavenhalter zugeordneten, familienähnlichen Gemeinschaften und organisierten ihr Leben dort gemeinschaftlich. Das von ihnen erzeugte Mehrprodukt eignete sich der Sklavenhalter an und organisierte damit einen Teil seines Lebens vermit-

tels des Tausches auf dem Markt. Nun erhalten die Menschen, deren Mehrprodukt von anderen vereinnahmt wird für ihr eigenes (Über-)leben nicht mehr die benötigten (Lebens-)mittel, sondern Geld, welches der Meister ja (genug) hat. Die Gemeinschaft der Abhängigen, wie früher, existiert nicht mehr. Jeder kann sich die von ihm benötigten Lebensmittel ja auf dem Markt kaufen. Die Menschen werden dadurch viel stärker vereinzelt, die Gemeinschaft im früheren Sinne der Einheit von Produktion und Konsumtion, existiert nicht mehr. Gleichzeitig wirkt diese Vereinzeltung auch wieder in Form positiver Rückkopplung auf die weitere Entwicklung der Gesellschaft zurück: Benötigt werden flexible, unabhängige, heute hier und morgen da einsetzbare Menschen, weil natürlich das „Marktglück“ nicht immer gleich ist, weil ständig neue Entwicklungen sich vollziehen, die neues „Marktglück“ verheißen... Wir sind im frühen Kapitalismus angekommen. Es gab, im Sinne des methodischen Fünfschritts von Holzkamp einen Dominanzwechsel. Das, was vorher für eine Gruppe von Menschen die bestimmende Lebensweise war, der Tausch der benötigten Lebensmittel vermittels des Marktes, wird nun für die Mehrheit der Menschen bestimmend, wird zur vorwiegenden Lebensweise.

Diese Entwicklung wird im Weiteren von Prozessen begleitet, die eine positive, verstärkende Rückkopplung ausüben. Ein solcher Prozess ist die Entwicklung der Bevölkerungszahl. Diese wächst in Mitteleuropa ab etwa dem 17./18. Jahrhundert beständig. Gründe dafür liegen vor allem in der Entwicklung der Medizin sowie in der Verbesserung der hygienischen Verhältnisse, die zu einer längeren Lebenserwartung führten. Pest- oder Choleraepidemien, die im Mittelalter die Bevölkerungszahl in kurzer Zeit halbierten traten beispielsweise nicht mehr auf. Auch Hungersnöte mit ähnlich gravierenden Auswirkungen gab es in dieser Zeit nicht. Gleichzeitig wurde die Landwirtschaft durch den Übergang von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtfolgewirtschaft effektiviert, wodurch mehr Menschen versorgt werden konnten.

Viele kleine Bauernhöfe mussten im Zuge dieser Entwicklung, sowie infolge gewaltsamer, politisch vorangetriebener Enteignung, die auch als „Bauernlegen“ bekannt ist, ihre Existenz aufgeben. In der Summe wuchs also die Anzahl der Menschen schnell an, die, nicht an familiäre Wirtschaftsstrukturen gebunden, ihren Lebensunterhalt anders gestalten mussten. Diese Menschen standen in steigender Zahl als Arbeitskräfte „frei“ zur Verfügung und verdingten sich als „doppelt freie“ (Marx) Lohnarbeiter – frei von Eigentum, von Bindungen an Grund und Boden und frei in ihrer Entscheidung, ihre Arbeitskraft zu verkaufen an wen sie wollen. Die einzig mögliche Art für diese Menschen, ihr Leben zu gestalten, war ihre Arbeitskraft zu „verkaufen“.

Ein weiterer begleitender Prozess, der die frühkapitalistische Entwicklung verstärkte, vollzog sich im Bereich der Religion. Mit der Reformation wurden die bis dahin in Mitteleuropa vorherrschenden Glaubensgrundsätze der römischen Kirche in weiten Teilen abgelöst durch die protestantische Lehre sowie deren Spielarten. Innerhalb der katholischen Lehre gilt der Grundsatz, dass jeder Mensch die Gnade Gottes erreichen kann, wenn er ein entsprechendes Leben führt: Regelmäßiges Beten zu Gott und Teilnahme an den entsprechenden sakralen Handlungen sowie ein Leben, welches sich insbesondere nicht am Streben nach irdischem Reichtum orientiert. Die Lehre betont also den freien Willen des Einzelnen, sein Leben entsprechend zu gestalten, um die Gnade Gottes zu erreichen. Im Sinne dieser Lehre waren Lohnarbeit und Handelstätigkeit eher notwendiges Übel als anzustrebender Lebensinhalt.

Mit Luther wurde der weltliche Beruf in die Nähe einer göttlichen Berufung gerückt. Er bekämpfte die von ihm als bigott und formal empfundenen Rituale der katholischen Kirche und propagierte eine Verinnerlichung des Glaubens. „*Luther hat allerdings die Knechtschaft aus **Devotion** besiegt, weil er die Knechtschaft aus **Überzeugung** an ihre Stelle gesetzt hat.*“ (K. Marx, 1976, S. 386) Auf der Basis des Protestantismus traten im 16. und 17. Jahrhundert verschiedene Sekten in Erscheinung, von

denen insbesondere die Calvinisten, eine aus der Schweiz stammende Religionsgemeinschaft, die heute verbreiteten westlichen Prioritäten und Prinzipien im menschlichen Leben prägte.



J. Calvin

Ein Kerngedanke der Calvinisten ist die so genannte Prädestinationslehre. Diese geht davon aus, dass die Gnade Gottes nicht durch irdische Handlungen erreicht werden kann, sondern dass es eine Gnadenwahl durch Gott bereits vor der Schöpfung gegeben hat. Nur bestimmte Menschen seien demnach ausgewählt, das Reich Gottes zu betreten. Als Zeichen hierfür sollten weltlicher Erfolg und ein frommes Leben gelten. Da aber niemand wirklich wissen konnte, wer die Gnade Gottes in sich trägt, bemühten sich die Calvinisten um ein möglichst strikt geordnetes Leben.

Sie erachteten Reichtum und ständige (Re-)Investitionen als Zeichen eines gottgefälligen Lebens. Der Reichtum konnte hierdurch für diese Menschen zum Selbstzweck werden, und da die Calvinisten darüber hinaus ein extrem asketisches Leben führten, vermehrten sich vor allem ihre Aktiva und Passiva immer weiter, sie konnten sich, ob von Gott erwählt oder nicht, als wirtschaftlicher Machtfaktor etablieren.

Mit dieser Entwicklung ging auch eine Weiterentwicklung des bereits erwähnten Berufsbegriffes einher, der nun noch mehr als bei Luther eine den Lebenssinn bestimmende Komponente enthielt. Die von den Calvinisten und ähnlichen Gruppierungen geprägte Geisteshaltung maß der Erwerbsarbeit, ob körperlich, geistig oder kaufmännisch, eine wesentliche Funktion im Selbstverständnis des einzelnen Menschen wie auch der gesamten Gesellschaft bei.

Umstrukturierung des Gesamtprozesses im entwickelten Kapitalismus

Die mit der Entwicklung des Kapitalismus verbundene industrielle Revolution wird von unterschiedlichen Wissenschaftlern in der gleichen Bedeutung gesehen wie die Jungsteinzeit, welche den Beginn der menschlichen Entwicklung kennzeichnet. Und tatsächlich: betrachten wir einmal, wie viele Menschen, ob diese wollen oder nicht, ihren Lebensunterhalt über einen Markt vermittelt gestalten, so können wir tatsächlich von einem Dominanzwechsel sprechen. Eine immer weiter wachsende Mehrheit der Menschen muss ihr Leben vermittels des Marktes gestalten und das in immer weiteren Lebensbereichen. Das bedeutet natürlich, dass die bereits oben beschriebenen marktspezifischen Interessenlagen und die daraus resultierenden Denk- und Verhaltensweisen das Leben von immer mehr Menschen immer stärker bestimmen, dass sie auf der Grundlage verbreiteter religiöser Lehren sogar diese Lebensweise verinnerlichten.

Die Tatsache, dass im Ergebnis dieser Entwicklung die Arbeitskraft vieler Menschen selber zu Ware wird, die diese auf dem dann folgerichtig auch so genannten Arbeitsmarkt, verkaufen müssen, hat für mich mit Mensch-Sein, mit Humanismus nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun. Hier hat sich eine von Menschen gemachte, von ihnen über tausende von Jahren entwickelte abstrakte Tauschlogik verselbständigt, hat quasi ein Eigenleben entwickelt. Sie erscheint vielen Menschen als für sie unausweichlich, als unabwendbares Naturgesetz, ja als erstrebenswerter Lebensinhalt, welchem sie ausgeliefert sind und gegen das sie sich nicht zur Wehr setzen können.

Diese Art der Lebensgestaltung wird als so „natürlich“ empfunden, dass sie die gesamte Lebensweise der Menschen, ihre gesamte Kultur beeinflusst. Das beginnt beim unwillkürlichen Rhythmusempfinden und der darin wurzelnden, für uns heute „klassischen“ Musik, geht über eine völlig neue Art der Naturwissenschaft, die wiederum die Grundlage für unseren heutigen technischen Entwicklungsstand ist und reicht bis zu einer neuen Philosophie, die wir heute auch als die „klassische“ bezeichnen.

Michel Foucault belegte mit seinen Untersuchungen zum Umgang der Gesellschaft mit erkrankten Menschen sowie mit Straftätern, dass die heute üblichen Verfahrensweisen im Umgang mit diesen Menschen erst im 17./18. Jahrhundert eingeführt wurden. Grund beispielsweise für die Separierung kranker Menschen in Kliniken war eine „... neue Funktion des medizinischen Diskurses im System administrativer und politischer Kontrolle der Bevölkerung (die Gesellschaft als solche wird gemäß der Kategorien des Gesunden und des Pathologischen betrachtet und »behandelt«)“ (M. Foucault 1968, S. 45). Ziel war es, zu erforschen, warum „Abweichungen“ auftraten und wie man diese wieder beseitigen kann, denn für die sich entwickelnde Industrie bedurfte es gesunder, disziplinierter, möglichst nicht von einer idealen „Norm“ abweichender Menschen. Uns ist heute diese ursprüngliche Funktion von Kliniken nicht mehr bewusst. Wir nehmen diese Art des Umgangs mit Krankheiten als selbstverständlich hin, ohne sie zu hinterfragen. Dass es da auch andere Herangehensweisen gibt dämmert uns bestenfalls noch, wenn wir uns mit den Prinzipien der chinesischen oder indischen Medizin befassen und uns wundern, dass das auch wirksam ist.

Diese Entwicklung, dass sich die menschliche Gesellschaft immer umfassender an den Funktionsweisen und den Erfordernissen des Marktes misst, hat sich bis heute immer weiter beschleunigt und gerät nunmehr an ihre Grenzen. Grenzen in vielerlei Hinsicht. Materieller Art, weil die Ressourcen merklich knapp werden und die Marktgesetze (hohe Preise für knappe Ressourcen) dem erforderlichen Gebrauch, dem eigentlichen Zweck menschlicher Lebenstätigkeit, widersprechen. Aber auch ideeller Art, weil beispielsweise die Beschleunigung des menschlichen Lebensalltags durch Computer, Handy, rund-um-die-Uhr-Erreichbarkeit und weltweite informationelle Vernetzung in Echtzeit von vielen Menschen physisch und psychisch nicht mehr verkraftet wird. Das Burn-Out-Syndrom mag dafür nur ein Beispiel sein. So ist bereits die Forderung nach Entschleunigung als grundlegendes Menschenrecht erhoben worden.

Diese von uns gegenwärtig erlebte Entwicklung entspricht dem letzten Schritt des methodischen Fünfschritts nach Holzkamp, der Umstrukturierung des Gesamtprozesses. Alle Prozesse, auch solche, die unsere Lebensweise nicht bestimmen, aber doch unverzichtbar dazugehören, strukturieren sich in Richtung auf die Marktwirtschaft um. Einige Beispiele für diese Entwicklung: Medienkultur, beispielsweise der Inhalt von Fernsehprogrammen, orientiert sich immer mehr an Einschaltquoten um Werbung profitabel im Programm unterbringen zu können. Eine Konferenz der Leiter von Orchestern in Deutschland im November 2006 diskutiert die Frage, ob Spielpläne und Programminhalte sich nicht stärker am Geschmack des Publikums orientieren sollten, damit möglichst viele Karten verkauft werden können. Im kommunalen Bereich werden unserer Lebensgrundlagen, beispielsweise die Wasserversorgung oder bisher kommunale Wohnungen rücksichtslos privatisiert. Die Rente soll zunehmend auf einer Kapitalbasis erbracht werden usw. usf.

Als ein ganz wichtiges Kriterium erachte ich den Gebrauch der Alltagssprache. So finde ich immer mehr die Begriffe „Wert“ oder „wertig“. Krönung: Die Deutsche Angestellten Krankenkasse (DAK) wirbt mit dem Slogan „Unternehmen Leben“. Hier wird das gesamte Leben als „Unternehmen“ gesehen! Einige Schlagwörter der DAK-Website im November und Dezember 2006:

- Gesundheit ist *Gold*...
- Gesucht: der 500.000ste Teilnehmer am gesundAktiv*Bonus*...
- DAK übernimmt weiterhin *Kosten* für Insulinaloga...
- DAK senkt *Umlagesätze* ab 01.01.2007

Kaufmännische Begriffe finden sich überall in unserer Sprache: Gold, Bonus, Kosten, Umlage, ... Diese Beispiele mögen belegen, wie tief diese Denkweise des Marktes bereits in unser Alltagsleben eingedrungen ist.



Brain? So what,
says Red Zac!

Aber auch das Gefangensein in dieser Lebensweise hat sich verfestigt. Es fällt vielen Menschen immer schwerer, die dargestellten Hintergründe und Zusammenhänge zu erkennen und auf diese Weise einen Ausstieg aus diesem Teufelskreis zu finden weil das für sie bedeuten würde, ihre gesamte Lebensweise in Frage zu stellen. Eine klare, eindeutige und fundierte Kritik an dieser Lebensweise erscheint nur unter zwei Bedingungen möglich:

Entweder ist der Kritik-Übende in der Lage, die dargestellten Zusammenhänge zu durchdringen um von dieser Erkenntnis-Position des Begreifens der Zusammenhänge aus die Kritik formulieren zu können oder der Mensch ist überhaupt nicht in dieser Lebensweise und damit dieser Denkweise verhaftet.

Ein mir bekanntes Beispiel für eine klar formulierte Kritik der Warengesellschaft von Menschen, die eine völlig andere Lebensweise praktizieren ist folgende Formulierung: *„Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen, werdet Ihr feststellen, dass man Geld nicht essen kann!“* Dieser Spruch ist bekannt als Weissagung des kanadischen Stammes der Cree-Indianer, für dessen Authentizität ich mich allerdings nicht verbürgen möchte. Diese Menschen organisieren ihren Lebensalltag gemeinschaftlich unmittelbar in der Natur und mit der Natur. Ein Tausch von Produkten vermittelt eines Marktes ist in dieser Lebensweise nicht erforderlich. Damit ist auch kein Geld nötig. Diese Weissagung soll uns unsere Augen genau dafür öffnen, dass das universelle Tauschmittel der Warenproduktion, das Geld, eben gerade kein Ding ist, das wir zum Leben wirklich brauchen. Es hat keinen Gebrauchswert im Sinne eines für unser Leben notwendigen, also von uns zum Zweck der Erhaltung unserer Existenz zu verbrauchenden, zu verzehrenden Gutes.

Nun weiß ich aus eigener Erfahrung, dass es für einen Außenstehenden viel einfacher ist, ein Problem, eine festgefahrene Situation zu betrachten, zu analysieren und die Ursachen zu erkennen oder Tipps zur Problembewältigung zu geben, als für die unmittelbar Beteiligten selber. Zumal wenn die Beteiligten eigentlich gar nicht recht bereit sind, ihre Situation zu analysieren, sich gedanklich aus-sich-heraus-zu-begeben, einen Außen-Standpunkt einzunehmen. Wenn sie kurz gesagt (k)einen Bock haben. Was könnte in diesem Dilemma Hoffnung geben, es trotzdem zu versuchen, immer wieder „fragend voran“ zu schreiten, Fragen immer wieder neu aufzuwerfen, auch wenn uns, um mit Brecht zu sprechen die Worte „wie Asche im Mund“ schmecken? Ich möchte hier einige ausgewählte Aspekte darstellen, die mir persönlich immer wieder den Mut geben, weiter zu fragen, mich nicht rauszuhalten, sondern mich einzumischen.

Vom Haben zum Sein

Erich Fromm gibt seinem Buch „Haben oder Sein“, welches als Resümee seines Lebenswerkes verstanden werden kann, einen beredten Untertitel: „Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft“. Er beschreibt in diesem Buch aus der Sicht des Psychoanalytikers die individuelle geistige Reflexion der kapitalistischen Lebensweise bei den meisten der heute lebenden Menschen. Er bezeichnet die eigentlich menschliche Lebensweise, die gemeinschaftliche Produktion und Konsumtion aller für das Leben erforderlichen Güter als das Sein und die heute dominierende kapitalistische, auf der Warenproduktion und dem umfassenden Markt basierende Lebensweise als das Haben. Fromm belegt, dass die Lebensweise des Habens eine künstliche, eine menschengemachte, nicht natürliche und eigentlich unmenschliche Lebensweise ist, die sich im Kern gegen die menschlichen Lebensinteressen richtet.

Fromm schreibt: *„Da wir in einer Gesellschaft leben, die auf den drei Säulen Privateigentum, Profit und Macht ruht, ist unser Urteil äußerst voreingenommen. Erwerben, Besitzen und Gewinnmachen sind die*

geheiligten und unveräußerlichen Rechte des Individuums in der Industriegesellschaft. Dabei spielt weder eine Rolle, woher das Eigentum stammt, noch ist mit seinem Besitz irgendeine Verpflichtung verbunden. [...] Diese Form des Eigentums wird **Privateigentum** (von lat. **privare** = berauben) genannt, weil sie andere von dessen Gebrauch und Genuß ausschließt und mich zu seinem Besitzer, seinem einzigen Herrn macht. Diese Form von Eigentum ist angeblich etwas Natürliches und Universales, während sie in Wirklichkeit eher die Ausnahme als die Regel darstellt, wenn wir die gesamte menschliche Geschichte einschließlich der Prähistorie betrachten, insbesondere jene außereuropäischen Kulturen, in welchen die Wirtschaft nicht Vorrang vor allen anderen Lebensbereichen hatte.“ (E. Fromm, 1976, S. 89)

Er schreibt weiter: „Auch Ideen und Überzeugungen können zu einem Teil des persönlichen Eigentums werden, von dem man sich trennen kann. Selbst Gewohnheiten werden als Besitz erlebt, [...] dessen Verlust seine [des Besitzers – R. N.] Sicherheit bedroht.“

Es mag vielen Lesern als zu negativ und einseitig erscheinen, wenn ich die Existenzweise des Habens als allgegenwärtig darstelle – mit Recht. Ich wollte zunächst die in der Gesellschaft vorherrschende Einstellung beschreiben, um ein so klares Bild wie möglich zu zeichnen. Aber dieses Bild muß durch den Hinweis zu-rechtgerückt werden, daß in der jungen Generation eine Tendenz vorhanden ist, die im Gegensatz zur Einstellung der Mehrheit steht. Wir können hier Konsumgewohnheiten feststellen, die nicht versteckte Formen des Aneignens und Habens sind, sondern Ausdruck echter Freude an Aktivitäten, die man gerne ausübt, ohne einen ‚dauerhaften‘ Gegenwert zu erwarten.“ (a. a. O. S. 95)

Fromm beschreibt das tiefe Verhaftetsein in der Lebensweise des Habens vieler Menschen, zeigt aber auch Tendenzen auf, wie sich Menschen genau daraus lösen. Er beschreibt die formale Logik, die aus kurzschlüssigem Denken heraus die Lebensweise des Habens befördert, vertieft und diese quasi zum Standard, zur Norm macht. Jedoch beschreibt er auch die Möglichkeiten und auch die damit verbundenen Schwierigkeiten, durch tiefgründiges Denken zur Lebensweise des Seins zu gelangen. Fromm sieht den Ausgangspunkt für diesen wünschenswerten und möglichen Übergang vom Haben zum Sein im Verhalten jedes einzelnen Menschen selber.

„Um dieses Gleichgewicht zu schaffen, ist es notwendig, die grundlegende Tatsache ins Bewußtsein zu rufen: daß letztlich die individuelle menschliche Persönlichkeit all die losen Fäden zu einem organisatorischen Ganzen verknüpfen und sich zu sich selbst, der Menschheit und Gesellschaft in Beziehung setzen muß, während sie ihre Gemeinschaft mit dem Universum vertieft und steigert.“ (a. a. O., Nachwort S. 249)

Kurz gesagt, unterstellt Fromm aus seiner Sicht jedem menschlichen Individuum die prinzipielle Fähigkeit, die Möglichkeit, seine Lebensweise, die von ihm gelebte Gesellschaftlichkeit zu ändern. Mit dem Begriff „Sein“ meint Fromm also ein „selbstbestimmtes Werden“. Mit anderen Worten ist es jedem Menschen möglich, durch die Änderung seiner Lebensweise dazu beizutragen, die Gesellschaft zu verändern. Wenngleich dazu eine keineswegs einfache, sondern im Gegenteil schwierige und komplexe Auseinandersetzung mit der von ihm real gelebten Lebensweise, deren historischen Entwicklung, deren Triebkräfte, Zusammenhänge und Wirkungen nötig ist. Das entspricht letztlich der auch von uns vertretenen und oben dargestellten These, dass es jedem Menschen möglich ist, sein Handeln auf die Erweiterung seiner Bedingungsverfügung zu richten, wofür aber „begreifendes Denken“ die Voraussetzung ist.

Nun weiß jeder von sich selbst aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, die eigenen Gewohnheiten zu ändern, selbst wenn er weiß, dass die gewohnte Verhaltensweise ihm eigentlich schadet. Ich erinnere nur an solche Prozesse, wie mit dem Rauchen aufzuhören. Ich weiß aber auch, dass Änderungen der Rahmenbedingungen sehr wohl wirksam zu Verhaltensänderungen beitragen können. Denn schließlich bestimmt ja nach Marx das Sein das Bewusstsein. Nicht in einem trivialen mechanischen Sinne, sondern im Sinne einer engen Wechselwirkung, einer gegenseitigen Beeinflussung von Lebensweise und geistiger Reflexion derselben.

Damit wäre also zum Einen die Frage zu stellen, ob, und wenn ja, welche Änderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen denn eventuell einen Beitrag leisten könnten, um die nötige Änderung der individuellen Lebensweise zu befördern. Ich meine, dass es sehr wohl solche Rahmenbedingungen gibt. Einige erwachsen unmittelbar aus der kapitalistischen Produktionsweise selbst.

Wir haben, wie oben erläutert, gesehen, dass die Befriedigung der individuellen Lebensbedürfnisse der Menschen in unserer gegenwärtigen Gesellschaft vermittelt über die industrielle Warenproduktion und den Austausch deren Produkte über den Markt erfolgt. Nun wäre das ja dann und nur dann optimal, wenn auf diese Weise genau alle die Dinge produziert und verteilt würden, die von den Menschen am jeweiligen Ort zur jeweiligen Zeit gerade benötigt würden im Sinne des Gebrauchs bzw. des Verbrauchs der Dinge. In diesem Falle würde der erforderliche Aufwand im Verhältnis zum gewünschten Nutzen in einem idealen Verhältnis stehen, also optimal sein. Leider funktioniert der Markt nach eigenen Gesetzen. Es wird keineswegs das produziert, was gebraucht wird, sondern das, was sich verkaufen lässt, sonst wäre es ja keine Warenproduktion. Das Gleichgewicht auf dem Markt wird ausschließlich über das Wertgesetz realisiert. Marx betonte diesbezüglich: *„Der Austausch oder Verkauf der Ware zu ihrem Wert ist das Rationelle, das natürliche Gesetz ihres Gleichgewichts; von ihm ausgehend, sind die Abweichungen zu erklären...“* (K. Marx, 1964, S. 197)

Das bedeutet aber nicht, dass das Gleichgewicht bezüglich des Wertes auch das Gleichgewicht bezüglich des notwendigen Gebrauchs bzw. Verbrauchs ist. Im Gegenteil: *„Nur vermittelt der Entwertung oder Überwertung der Produkte werden die einzelnen Warenproduzenten mit der Nase darauf gestoßen, was und wieviel davon die Gesellschaft braucht oder nicht braucht.“* (F. Engels, 1972, S. 184) Im Klartext bedeutet das Verschwendung. Unmittelbare Verschwendung von Material und Ressourcen in der Art, als dass Dinge produziert werden, die nicht verkauft werden können, weil sie nicht (mehr) gebraucht werden wie auch solche, die verkauft werden, obwohl kein Mensch sie eigentlich braucht – ich erinnere mich diesbezüglich noch mit Schrecken an Tamagochis. Auch die berühmte „Ex-und-Hopp“-Mentalität ordnet sich hier ein. Hinzu kommt das in solchen Fällen meist einfach nur penetrant lästige Marketing, um den Menschen diese Dinge doch noch irgendwie aufzuschwatzen.

Verschwendung gibt es aber auch in indirekter, vermittelter Art, weil der Hersteller, wenn er bereits produzierte Dinge nicht mehr verkaufen kann, natürlich weniger von dem eigentlich angestrebten Gewinn realisiert, der ja das letztendliche Ziel jeder kapitalistischen Produktion ist. Nun wissen wir alle aus eigener Erfahrung mit der Marktwirtschaft, dass die erstgenannte Art der Verschwendung die Produzenten faktisch nicht interessiert. Das belegt u. a. die Art, wie durch die Hersteller mit unserer Umwelt bzw. mit den Nerven der dieser lästigen Werbung gnadenlos ausgelieferten Menschen umgegangen wird. Wie ist das aber mit der Gewinnschmälerung durch die Auswirkungen dieses letztgenannten Phänomens?

Hier zeigen sich hochinteressante Entwicklungen. Viele Unternehmen versuchen, die Auswirkungen der dargestellten Effekte des Marktes dadurch zu verringern, dass nicht mehr einfach drauflos produziert wird, was man vermutlich verkaufen kann. Sondern es wird von vornherein versucht, genau das herzustellen, was wirklich vom Käufer gekauft wird. Ein Beispiel dafür sind Autos. Wenn ich heute ein neues Auto kaufen möchte, dann gehe ich zum Händler und es wird in einem „Beratungsgespräch“ exakt festgelegt, wie das neue Auto aussehen soll. Mit Farbe und Zubehör und Ausstattung und allem Komfort. Und zum Schluss wird mir dann mitgeteilt, wann ich das Auto abholen kann. Es ist nicht so, dass das Auto schon irgendwo fertig dastünde, nein. Das Auto wird jetzt erst hergestellt. Exakt so, wie es im „Beratungsgespräch“ festgelegt wurde. Ich habe den Vorteil, genau das zu erhalten, was ich haben wollte und der Hersteller hat den Vorteil, an dieser Stelle den Markt ein kleines Stückchen überlistet zu haben. Trotzdem ist damit nicht etwa der

Markt ausgehebelt, denn als Käufer kann ich mir ja nach wie vor auswählen, zu welchem (Auto-) Händler ich gehe – der Markt-Effekt ist nur vor die eigentliche Produktion verlagert worden.

Voraussetzung für diese Art von Produktion ist jedoch eine informationelle Infrastruktur ungeahnten Ausmaßes. Der Händler einerseits muss genau wissen, was alles möglich ist an Ausstattungsdetails und möglichen Kombinationen derselben. Der Hersteller andererseits muss genau wissen, welche individuelle Konfiguration wann wie gefertigt und geliefert werden muss bis hin zur Bereitstellung der Teile und zur Instruktion der Menschen, die das Auto bauen. Das bedarf eines ausgefeilten Informationsnetzwerkes. Solche Dinge wie just-in-time-Produktion um den Aufwand für ein Lager zu sparen, lieferanten- und unternehmensübergreifende Geschäftsprozesse, sog. Supply-Chain-Management, sind Tendenzen, die Produktion so anzupassen, dass genau das hergestellt wird, was garantiert verkauft werden kann, genau genommen, was bereits verkauft ist, wenn es hergestellt wird. Zweck dieser Verfahrensweise ist es, Kosten für die Produktion nicht absetzbarer Waren zu vermeiden um damit ein Produkt auf dem Markt billiger anbieten zu können als die Konkurrenz und trotzdem noch Profit zu realisieren.

Die Vernetzung von Informationen als Voraussetzung dafür, diese neuen Produktionsstrukturen nutzen zu können, steht aber allen Herstellern, und zwar weltweit zur Verfügung. Die Konkurrenz wird also diese Möglichkeiten für sich genauso nutzen. Damit entwickelt sich ein sich selbst verstärkender Prozess: Der Konkurrenzdruck führt zu weiterer, umfassenderer Vernetzung. (W. Göhring, 2001)

Die Netz-Infrastruktur steht aber nicht nur den Unternehmen zur Verfügung. Zumindest Teile davon sind, teilweise sogar kostenlos, für viele Menschen privat verfügbar. Das wird ausgiebig genutzt, durchaus gegen die Interessen der Industrie. Zwei Beispiele seien dafür genannt: Musik und Software. Musik wurde, mit vorzüglichen Renditen, in der Vergangenheit von einer Unterhaltungsindustrie vermarktet. Das begann mit dem Setzen der Musiktrends, ging über eine Konzert-Industrie bis hin zum Betreiben von Platten-Labels, die wiederum über ein restriktives Urheberrecht dafür sorgten, dass nur sie bestimmte Künstler vermarkten durften. Ein einträgliches Geschäft. Bis bei privaten PCs die Ausstattung mit einem CD- oder DVD-Brenner und ein Internetzugang mit Flatrate zum Standard wurden. Da wurden aktuelle Musiktitel per Internet auf den eigenen PC geladen und auf CD gebrannt, zum Pauschalpreis. Der Gewinn der Unterhaltungsgiganten schmolz dahin.

Wie ist das heute? – Nun, auf Betreiben der Unterhaltungsindustrie wurden technische Verfahren entwickelt (Digital Rights Management – DRM), die es gestatten, einzelne Musiktitel online zu verkaufen und nur eine begrenzte Anzahl von Kopiervorgängen damit vorzunehmen. Gleichzeitig sind diese Titel nur auf bestimmten Geräten abspielbar – Apple, Microsoft und Sony heben eigene Systeme. Damit wird gleich noch ein Geschäft gemacht. Gut gekontert, möchte man meinen. Doch Vorsicht, so einfach ist es nicht.

Es hat sich seit einiger Zeit etwas Neues herausgebildet, was heute bereits den gleichen Status wie den eines der klassischen Labels hat: eine Independent-Szene, also eine unabhängige Musikszene, kurz Indie genannt. Das sind Musikgruppen, die mit eigenen Titeln experimentieren, diese einfach online stellen und sich freuen, wenn diese Musik heruntergeladen und gehört wird. Indie muss nicht teuer vermarktet werden, es verbreitet sich von alleine. Ziel dieser Musiker ist es auch nicht, dass alle Welt ihre Musik hört, diese ist bewusst gegen den Mainstream gerichtet. Oft gibt es nur eine kleine Szene – die allerdings global verteilt. Für ein Plattenlabel nicht praktikierbar, weil es sich nie „rechnen“ würde.

Inzwischen gibt es das nicht nur für Musik, sondern auch für Videokunst: Die Website YouTube (auf deutsch etwa „Deine Glotze“) lebt davon, dass jeder sein Video dort veröffentlichen kann. Mit

Stand Oktober 2006 wurden täglich etwa 65.000 Videoclips hochgeladen und etwa 100 Mio. Clips täglich angesehen. Diese Popularität ist letztlich aus der großen Community (Nutzergemeinschaft) erklärbar. Sicher sind viele der veröffentlichten Videoclips letztlich trivial, aber es hat sich dort auch eine eigene Kultur, unabhängig vom kommerziellen Kulturmarkt und eigentlich sogar gegen diesen entwickelt. Diese Entwicklung hat sogar bereits einen eigenen Namen: Freie Kultur. Sie entwickelt sich unabhängig und neben der kommerziellen Kultur und kann in Zukunft durchaus eigene Maßstäbe setzen. Was geschieht dann mit der kommerziellen Kultur, wenn niemand sie kauft, weil bessere Angebote kostenlos verfügbar sind?

Die erwähnte, im Prinzip kostenlos verfügbare Netzinfrastruktur ist die Grundlage für ein weiteres Phänomen, die freie Software. Der Begriff, der für freie Software quasi synonym verwendet wird, ist Linux, ein freies Betriebssystem. Frei bedeutet hier, dass es unentgeltlich genutzt werden darf und dass es jederzeit unter der Bedingung weiterentwickelt werden darf, dass das Entwicklungsergebnis ebenfalls frei verfügbar bleiben muss. Auf dieser Basis hat sich bisher nicht nur ein Betriebssystem für Insider entwickelt, sondern ein riesiger Komplex von Software für alle Anwendungsbereiche. Aus meiner Sicht ist es heute bereits möglich, einen allen gängigen Anforderungen genügenden Heim- oder Büro-PC ausschließlich mit freier Software zu betreiben. Selbst bei der Herstellung realer materieller Güter deuten sich mit den Verfahren des „rapid manufacturing“ Lösungen an, die eine marktunabhängige Produktion von Gebrauchsgütern ermöglichen. Weitere Erläuterungen dazu sind beispielsweise auf der website der ZW Jena zu finden (www.zw-jena.de)

Eine weitere, sich bereits seit einiger Zeit vollziehende Entwicklung, welche eine Änderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen darstellt, sind die aus der veränderten Gestaltung der Produktionsabläufe resultierenden Anforderungen an die Menschen, die diese Abläufe umsetzen. Die Industriebetriebe vor etwa hundert Jahren waren von Fließbändern geprägt. Gefragt waren Menschen, die über viele Stunden hinweg immer die gleichen Handgriffe verrichtet haben. Diese Menschen benötigten keine umfassende Bildung. Für sie reichte es, über ein Minimum an Allgemeinbildung zu verfügen, der Rest wurde „angelernt“.

Diese Tätigkeiten gibt es heute immer weniger, weil diese Arbeiten inzwischen von Maschinen vollautomatisch verrichtet werden. In der Konsequenz gibt es einerseits immer weniger Menschen im Produktionsprozess, an die aber andererseits völlig neue Anforderungen gestellt werden: Sie müssen kreativ sein, mitdenken, dürfen keinesfalls „Dienst nach Vorschrift“ verrichten, müssen teamfähig sein, kommunikativ, konsensfähig und Konfliktmanagement beherrschen... – Jeder kennt die einschlägigen Stellenanzeigen. Diese Menschen benötigen eine umfassende Allgemeinbildung, viele Erfahrungen und Spezialkenntnisse. Das sind aber auch genau die Rahmenbedingungen, die eine notwendige Voraussetzung für das oben bereits genannte „begreifende Denken“ sind. Wer diesen Arbeitsstil pflegt, wird ihn nicht am Werktor ablegen oder am Schreibtisch zurücklassen, sondern wird auch andere Prozesse mit diesem Wissen analysieren und die erworbenen Fähigkeiten auch in anderen Bereichen seines Lebens einbringen. Leider ist das nur eine notwendige und keine hinreichende Voraussetzung.

Es lassen sich bei weiterer Betrachtung sicher weitere Phänomene finden, die in den aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen bereits als Keimformen einer möglichen zukünftigen Gesellschaft interpretierbar sind. Nun bedeutet das Vorhandensein von Keimformen einer Wirtschaft, die ohne einen klassischen Markt funktioniert keineswegs, dass wir nunmehr in freudiger Erwartung der Dinge harren können, die da freundlich auf uns zukommen. Im Gegenteil. Die Frage ist zu stellen, ob nicht die heute bereits für alle spürbaren destruktiven Kräfte dominieren werden. Wird die gegenwärtige globale Wirtschaft in ihrem Gewinnstreben noch eine bewohnbare Erde für unsere Kinder und Enkel übrig lassen? Werden infolge nahezu ausschließlich profitorientierter Forschung vielleicht heute Dinge entwickelt, die morgen bisher noch unbekannte Krankheiten oder andere nicht mehr umkehrbare Entwicklungen auslösen, die schlimmstenfalls zum Aussterben der

Menschheit führen? Entwickelt sich aus einem krankhaften Machstreben einiger Staaten eine schrankenlose und umfassende Überwachung, gegen die die Visionen George Orwells nur eine schwache Vorahnung dessen sind, was heute bereits technisch machbar ist?

Die Zukunft ist offen. Es kann sich aus der heutigen Gesellschaft ein zentral organisierter technokratischer Faschismus oder eine menschenleere Wüstenei genauso entwickeln wie eine sich dezentral organisierende freie Assoziation von Menschen. Einen Umriss einer lebenswerten Welt, in der die individuelle Selbstentfaltung zur Quelle und zum Zweck auch des wirtschaftlichen Lebens wird, haben wir z. B. im Konzept „Selbstentfaltungs-Gesellschaft“ erarbeitet.“ (Schlemm 2005)

Es wird nicht reichen, zuzuschauen und zu hoffen. Insbesondere muss sich unsere Lebensweise ändern. Ändern von einer Lebensweise des Gegeneinanders zu einer Lebensweise des Miteinanders oder, um die Worte E. Fromms aufzugreifen, von einer Lebensweise des Habens zu einer Lebensweise des selbstbestimmten Werdens. Dies ist keine abstrakte Forderung, kein allgemeiner Appell an Alle. Sondern so, wie das Sein das Bewusstsein bestimmt, wirkt auch das Bewusstsein auf das Sein zurück. Und Bewusstsein ist zuallererst die Sache jedes einzelnen Menschen selbst.

Deshalb ist es m. E. zuerst erforderlich, dass jeder Einzelne beginnt, seine eigene Lebensweise, seinen Alltag mit kritischer Distanz wahrzunehmen, er beginnt, seinen Alltag zu hinterfragen. Es gibt viele Möglichkeiten, um den Ausstieg aus den gewohnten Alltagsbahnen zu beginnen. Ich versuche für mich, wo immer möglich, mein Leben zu entschleunigen. Ich verzichte weitgehend auf ein Handy, bin eben einfach nicht erreichbar. Ich nehme auch, wo immer möglich das Fahrrad für Wege in der Stadt. Ich versuche, das Rennen auf das nächste Schnäppchen weitgehend zu boykottieren, versuche Werbung soweit es geht auszublenden, wenn irgend möglich keine entsprechenden Fernseh- bzw. Radiosender zu sehen bzw. zu hören.

Das mag trivial erscheinen, aber es zeigt Wirkung auf die Dauer. Ich stelle fest, dass ich bei bestimmten Themen nicht mehr mitreden kann. Ich stelle aber auch fest, dass es so viele schöne, anspruchsvolle Dinge gibt, die ich nun ohne den ständigen Hintergrundtakt oberflächlicher Anmache viel besser wahrnehme, geradezu genieße. Ich fühle mich einfach wohler. Ein weiterer Schritt, der sich irgendwann quasi von selbst ergibt, ist, sich mit Gleichgesinnten zusammen zu finden und Teile seines Alltags gemeinsam zu gestalten.

Unsere Zukunftswerkstatt ist eine solche Gemeinschaft Gleichgesinnter, die ich keinesfalls missen möchte. Und wer sich dann am Ende in Umsonst-Projekten oder bei der Entwicklung freier Software zu engagieren beginnt, der steckt fast mitten drin im neuen Sein und verstärkt die Entwicklung der oben beschriebenen Keime einer alternativen Ökonomie. Mit diesen Dingen kann und muss jeder bei sich selbst beginnen. Beginnen wollen, wohlgemerkt. Zwingen kann ihn dazu niemand und ich wäre, vor allem auf Grund der von mir in der DDR gemachten Erfahrungen wahrscheinlich der Letzte, der jemand zur Änderung seiner Lebensweise zwingen würde.

Es gibt jedoch auch Hoffnungen. Eine besteht für mich darin, dass ich immer wieder Dinge entdecke, die heute fast in Vergessenheit geraten sind, die mir aber wieder Kraft geben, weil ich dabei feststelle, dass es viele Menschen gibt, die ähnliche Ansichten haben. Zwei Beispiele möchte ich hier zum Abschluss anführen. Das erste ist eine Geschichte von Heinrich Böll (1917 – 1985). Er schrieb diese Erzählung als Vorlage für eine Sendung des Norddeutschen Rundfunks zum „Tag der Arbeit“ am 1. Mai 1963 in welcher sie vorgelesen werden sollte.

Anekdote von der Senkung der Arbeitsmoral

Heinrich Böll (1917 - 1985) schrieb unter dem Titel "Anekdote von der Senkung der Arbeitsmoral" eine Erzählung als Vorlage für eine Sendung des Norddeutschen Rundfunks zum "Tag der Arbeit" am 1. Mai 1963, in welcher sie vorgelesen werden sollte.

Das Copyright an dieser Geschichte liegt beim Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln, sodass der Text hier nicht zitiert werden darf.

Ein zweites Beispiel ist von Erich Fromm. Im alltäglichen Leben muss sich jeder Mensch immer wieder selbst fragen, inwiefern seine Handlungen, sowohl die ausgeführten als auch die unterlassenen, zu seinem Wohl-Sein beitragen oder nicht. Erich Fromm, der als Psychoanalytiker sich vor allem mit der Frage befasste, inwiefern ein einzelner Mensch durch Änderung seiner Lebensweise einen Beitrag zur Überwindung unserer heutigen kapitalistischen hin zu einer humanen Gesellschaft leisten kann, schreibt:

*„Wir leben in einer Zeit ohne Hoffnung.
Menschen versuchen verzweifelt, an etwas zu glauben.
Sie strömen zu den neuen Gurus.
Zu allem Unglück sind selbst intelligente Menschen mit
großem Wissen nicht gegen primitive Formen von
Spritualität gefeit.

Der leidenschaftliche, fanatische Glaube an Ideen und
Führer – gleich welche – ist Götzendienst. Er entsteht aus
einem Mangel an Mitte, an innerer Aktivität, an Sein. Das
gleiche gilt für die große Liebe: Sie wird zum Götzendienst,
wenn jemand glaubt, daß der Besitz eines anderen Menschen
ihm Antwort auf sein Leben gibt, ihm Gewißheit schenkt,
zu seinem Gott wird.

Die Liebe zu einer Idee oder zu einem Menschen, die frei
von Götzendienst ist, ist still, nicht schrill;
sie ist ruhig, tief;
sie wird jeden Augenblick geboren, aber sie ist kein Rausch.
Sie ist keine Trunkenheit,
sie führt nicht zu Selbstvergessenheit,
sondern erwächst aus der Überwindung des Ego.“*

(E. Fromm, 1989, S. 5)

Die Zukunft ist offen. Sie wird aber von uns selbst gestaltet. Auf der Homepage unserer Website (www.zw-jena.de) steht als erstes folgendes Zitat aus dem Buch „Der Schockwellenreiter“ von John Brunner:

„Verschwenden Sie keinen Gedanken ans Morgen, das ist Ihr gutes Recht. Aber beklagen Sie sich nicht, wenn es plötzlich da ist, und Sie haben nichts mitzureden.“

- BOCKELMANN, ESKE (2004): Im Takt des Geldes, zu Klampen Verlag, Springe
- BÖLL, HEINRICH (1963): Anekdote von der Senkung der Arbeitsmoral, Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1994
- ENGELS, FRIEDRICH (1972): Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe von „Das Elend der Philosophie“ (K. Marx, 1972)
- ENGELS, FRIEDRICH (1884): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, MEW, Band 21, Dietz Verlag Berlin, 1962
- FOUCAULT, MICHEL (1968): Analytik der Macht, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 2005
- FROMM, ERICH (1976): Haben oder Sein, Deutscher Taschenbuch Verlag München, 1979 (33. Auflage Juli 2005)
- FROMM, ERICH (1989): Vom Haben zum Sein, Ullstein Taschenbuch, 2005
- GÖHRING, WOLF (2001): Wie kommen wir zu einer Tasse Kaffee? Beitrag zur 1. Oekonux Konferenz 2001 in Dortmund,
<http://erste.oekonux-konferenz.de/dokumentation/texte/goehring.html>
Zugriff am 29. Mai 2006
- HOLZKAMP, KLAUS (1983,1985): Grundlegung der Psychologie
- MARX, KARL (1972): Das Elend der Philosophie, in: Marx/Engels, Werke, Band 4, Dietz Verlag, Berlin 1972
- MARX, KARL (1962): Das Kapital, Band 1, MEW, Band 23, Dietz Verlag Berlin, 1962
- MARX, KARL (1976): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie MEW, Band 1 Dietz Verlag Berlin 1976
- MARX, KARL (1964): Das Kapital, Band III, in: Marx/Engels, Werke, Band 25, Dietz Verlag Berlin 1964
- MITTERAUER, MICHAEL (2003): Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderweges, Verlag C. H. Beck, München 2003
- SCHLEMM, ANNETTE (2001-2005a): Kritische Psychologie im Philosophenstübchen,
<http://www.thur.de/philo/kp/krps.htm>
Zugriff am 27. Mai 2006
- SCHLEMM, ANNETTE (2001-2005b): Was und wer hat Möglichkeiten?,
<http://www.thur.de/philo/asmog2.htm>
Zugriff am 5. Dezember 2006
- Schlemm, Annette (2005): Selbstentfaltungsgesellschaft als konkrete Utopie, Packpapier-Verlag Osnabrück. siehe auch <http://www.thur.de/philo/ku5.htm>.
- SOHN-RETHEL, ALFRED (1971): Warenform und Denkform, Aufsätze, Europäische Verlagsanstalt Frankfurt, Europaverlag Wien, 1971
- THOMSON, GEORGE (1955): The First Philosophers, Lawrence & Wishart, London, als zweiter Band seiner „Studies in Ancient Greek Society“; zitiert nach A. Sohn-Rethel, 1971, S. 110

- Der individuelle und gesellschaftliche menschliche Reproduktionsprozess gelangt an materielle und kulturelle Grenzen, bei deren Überschreitung die menschliche Gesellschaft in ihrer Existenz bedroht ist.
- Ursache für diese Krise ist die Art und Weise der menschlichen Reproduktion. Die Produktion von Gütern und Leistungen erfolgt entfremdet und losgelöst von der Konsumtion, abstrakt vermittelt über einen Markt mit eigenen Regeln, welche die Reproduktion bestimmen.
- Diese Art der Reproduktion ist historisch entstanden aus der Verfügbarkeit und der Art und Weise der Verwendung eines aus menschlicher Arbeit resultierenden Mehrprodukts.
- Die historische Bedingtheit dieser Art der menschlichen Reproduktion ist im heutigen Alltag nur dann erkennbar, wenn es den Menschen gelingt, mittels des begreifenden Denkens ihre Lebensweise zu analysieren und ihr individuelles Handeln entsprechend der gewonnenen Erkenntnisse auszurichten.
- Die weitere Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ist offen. Neben der Gefahr einer existenzbedrohenden Krise ist auch die Entwicklung hin zu einer freien Kooperation möglich, in der die Freiheit der Anderen Voraussetzung für die eigene Freiheit ist.
- Für eine solche, anstrebenswerte Entwicklung, sind bereits heute Keimformen erkennbar.